Sabinerin

Richard Voss

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Sechster Jahrgang. Band 11.

Die Sabinerin.

Felice Feste.

Die Mutter der Catonen.

Römische Dorfgeschichten

von

Richard Voß.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1889.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Die Sabinerin.

Erstes Kapitel.

An der Tibermündung, wo alles Land ringsum Sumpf und Wildnis ist, erhebt sich unmittelbar hinter den Dünen einer jener festen Türme, von welchen im Mittelalter die ganze Meeresküste besetzt war. Die meisten dieser Schutz- und Trutzbauten sind jetzt entweder verfallen oder gänzlich vom Erdboden verschwunden und zerstört; nur wenige stehen noch an dem schönen, aber öden Gestade, vergessenen Wachtposten gleich, inmitten von Morästen und Buschwäldern. So — um einige der bekanntesten zu nennen — zwischen Nettuno und dem Circekap der berühmte Turm von Astura; gegen Civitavecchia hin Torre Flavia und von der heiligen Insel nach Porto d'Anzio zu Torre Paterno und Torre San Michele.

Aber auch die übriggebliebenen sind mehr oder minder Ruinen. Fischer und Jäger, Vogelfänger und Kohlenbrenner bewohnen sie; oder es ist in dem einen und dem andern alten Steinhaufen eine Station für Strandwächter errichtet worden. Polizisten, die einen flüchtigen Verbrecher verfolgen, nächtigen in dem öden Gemäuer; und nicht selten dient der einsame Bau einer wohlorganisierten Banditenbande zum Schlupfwinkel.

Im Hochsommer und Herbst jedoch, wenn in dem weiten Lande zwischen Gebirge und Meer die Malaria wütet, sucht sogar der Bandit und der verfolgte Mörder einen andern Zufluchtsort; dann gehört die ganze wilde Gegend den Ochsen

und Büffeln und einigen wenigen fremden Arbeitern, welche, die Schatten von Lebenden, diese Gefilde des Todes bevölkern.

Ein einziger civilisierter Mensch verharrt das ganze Jahr über in jenem Gebiet des Siechtums und des Fiebers; das ist der Wächter von Torre San Michele, welcher mittelalterliche Mauerrest wegen seiner Lage an der Tibermündung als Leuchtturm und als eine — freilich wenig wichtige — Station für nautische Beobachtungen dient.

Der Turm ist ganz aus den Steinen antiker Ruinen aufgeführt. Herrliche Gebälkstücke, Inschrifttafeln und Ornamente wurden bei dem Bau als Material verwendet, die Schwelle bildet eine geborstene Grabstele, den Rand der Cisterne schmückt das Hochrelief eines Sarkophages, und vor der Thür, über welcher ein Medusenhaupt eingemauert ward, dienen zwei korinthische Kapitäle als Sitzplätze.

Eine halbzerstörte Treppe führt zum obersten Stockwerk hinauf, welches das Observatorium enthält; in der mittleren Abteilung wohnt der Beamte und zu ebner Erde befindet sich außer einer Kammer die Küche. Im zweiten Stockwerk hat man in jede der vier Wände ein Fenster eingebrochen; nur die notwendigsten Dinge sind vorhanden, und diese bestehen zumeist in Gerümpel. Die Mauern zeigen tiefe Risse, Fußboden und Decke sind stark beschädigt.

Rings um den Turm ist weder Baum noch Strauch zu erblicken; aber die Blumen der wilden Steppe ziehen einen breiten leuchtenden Saum um das graue Gemäuer, und die mit Cistusrosen und Asphodelen bewachsenen Dünen legen sich wie ein Wall von Blüten zwischen das stille Haus und die rauschenden Meeresfluten . . .

Ungefähr vor einem Jahrzehnt bekleidete das Wächteramt in Torre San Michele, dafür der Staat nur mit Mühe und Not einen Beamten findet, der Römer Salvatore Barozzi, ein Name, unter dem sein Träger, jedoch aus guten Gründen, weder den Herren von der Regierung noch den Landleuten bekannt war.

Der junge Mann, den das Schicksal in diese Oede verschlagen hatte, führte auf seinem Posten ein Leben so sonderbarer und abenteuerlicher Art, als befände er sich nicht wenige Meilen von einer europäischen Hauptstadt entfernt, sondern mitten in den Prärieen des Arkansas oder an irgend einer wilden Küste des Ozeans. Von seinem hohen Wachtposten aus überblickte er das Meer bis zu den Ponzainseln, und den Strand von Civitavecchia bis zum Circekap; auf der andern Seite dehnte sich das römische Land, teils Morast, teils Steppe in gewaltigem Halbkreis, umschlossen von den Höhen des Ciminiwaldes, von den Sabiner-, den Albaner- und Volskerbergen, besät mit den Trümmern antiker Bauwerke.

Salvatore hauste mutterseelenallein, seine tägliche Kost sich selber bereitend und wie ein Soldat, Kolonist oder Einsiedler für die geringen Bedürfnisse seines primitiven Haushaltes sorgend. Im Winter und Frühling hatte er in seiner Einsamkeit wenigstens Genossen: die Fischer von Fiumicino, die Hirten auf der heiligen Insel, die Kohlenbrenner von Fusano, und sämtliche Bewohner sowohl des alten wie des neuen Ostia. Allerdings beschränkte sich die Einwohnerschaft der antiken Stadt auf einen einzigen Mann, einen sogenannten Wächter der Ruinen, während das moderne Ostia, wenn es hoch kam, dreißig Köpfe zählte, zum größten Teile Knechte und Jäger, die meisten fieberkrank.

Auch an Zerstreuungen fehlte es dem Eremiten von San Michele in der bessern Jahreszeit nicht. Er konnte nach Herzenslust fischen, jagen und den Wachteln Netze stellen, wenn diese, im Mai von Afrika zurückkehrend, in dichten Schwärmen die Küste bedeckten; er konnte in den Buschwäldern von Laurentum dem Eber und dem Stachelschwein auflauern, in den Ruinen des alten Ostia Füchse fangen und in seiner eignen Behausung, außer auf Falken, Käuzchen und Fledermäuse, die ergiebigste Jagd auf Skorpione, Nattern und allerlei andres Getier halten.

Nicht minder abwechslungsvoll gestaltete sich Salvatores Leben auf seinem Wachtposten. Da war das Meer mit Segelschiffen, Dampfern und Fischerbooten, die Tibermündung, welche Schwärme von Möwen umkreisten, die heilige Insel und die ostiensische Prärie, von Herden in halber Wildheit weidender Pferde und Ochsen belebt. Oder es gab einen Sturm auf der See oder einen Waldbrand zu beobachten.

Einförmiger verlief die Führung des Haushaltes. Hatte Salvatore nichts zu braten noch zu rösten, so bereitete er sich eine Oelsuppe. Ricotto, Käse und Milch brachten ihm die Hirten, Brot und Oel holte er sich jede Woche aus Ostia, wohin ihm aus Rom monatlich sein Gehalt gesendet wurde, wie auch alles Material, dessen er für Leuchtturm und Observatorium bedurfte. Bei diesen Gelegenheiten erfuhr Salvatore die Neuigkeiten im Lande: wer vom Fieber befallen worden, und wer am Fieber gestorben war; daß die Carabinieri in die Gegend gekommen, um nach einem Banditen zu fahnden, und daß irgend jemand wieder irgend einen erschlagen hatte.

Mit der heißen Zeit kam die ungeheure Einsamkeit. Das Signal zum Beginn der Schreckensherrschaft der Malaria und des Todes im ganzen römischen Lande wurde am ersten Sonntag im Juni zu Rom gegeben. Salvatore sah es von seiner Warte aus durch die Nacht emporsteigen: ein Chaos gewaltiger Feuergarben und Flammensäulen, ein Himmel farbiger Sterne, in die Luft geschleudert, Strahlenfontänen, aufsprühend und langsam wieder niederrieselnd; kreisende Sonnen, flammende Riesenbuchstaben, Kränze und Kronen, ein in Glanz und Glorie schwebendes Kreuz, leuchtende Zeichen und Wunder.

Kurze Zeit nach der Girandola wird das ganze Land zur ungeheuren Wüstenei; die Gebirge verschwinden hinter einer dicken, mißfarbigen Dunstschicht, Himmel und Erde scheinen in Feuer zu stehen, selbst die Wogen qualmende Gluten

auszuatmen. Wer fliehen kann, flieht. Die Einwohner Ostias wandern aus, ziehen nach Ariccia oder Albano; Castel-Fusano liegt ausgestorben, ausgestorben liegen Portus und Fiumicino. Selbst die Hirten reiten des Abends viele Meilen weit den römischen Hügeln zu, um nicht auf den todbringenden Gefilden zu übernachten. Die wenigen fremden Knechte, welche zurückbleiben, werden von den Davonziehenden für verlorne Menschen gehalten.

Dann vernahm Salvatore während vieler Monate keine andern Laute, als das Rauschen des Meeres, das heisere Gekrächz der Möwen, den klagenden Schrei der Falken und das dumpfe Brüllen der Ochsen und Büffel. Aber wahrhaft grausig waren die Töne, die beim Beginn der Ernte zu dem Einsiedler herüberdrangen, wild und furchtbar, ein Geheul wie von Bestien und Wahnsinnigen: der Gesang der sabinischen und volskischen Arbeiter, die in der Nähe von Castel-Fusano Weizen schnitten. Sie sangen, sich gegenseitig überschreiend, um sich im Sonnenbrande bei Bewußtsein zu erhalten — eine Schar zum Fieber und zum Tod Verdammter.

Salvatores Natur leistete der giftbringenden Luft seines Wohnorts Jahr für Jahr Widerstand. Allerdings lieferte ihm die Regierung eine starke Quantität Chinin, das sogar ziemlich unverfälscht war, und sein Vorrat an getrockneten Eukalyptusblättern, daraus ein wirksamer Trank gegen das Fieber bereitet wird, ging nie aus. Der Beamte von Torre San Michele war stark wie ein jugendlicher Herkules, strotzend von Kraft und Lebensfülle, mit einer Mähne rötlicher Locken und langem brandroten Bart.

Er hatte sein gefährliches Wächteramt inmitten der pontinischen Sümpfe nicht freiwillig angetreten. Seine Eltern, wohlhabende römische Bürgersleute, hinterließen ihm ein kleines Vermögen, welches den jungen Mann nach römischer Anschauung berechtigte, weder einen Beruf zu erwählen, noch sonst irgend etwas zu thun. Die Folge davon

war, daß Salvatore mit andern seinesgleichen die Tage in den Cafés, auf den Plätzen und Straßen, in den Theatern und den Meerbädern verbrachte. Er war ein leidenschaftlicher Spieler und besaß ein Temperament, das ihn beständig in Liebeshändel verwickelte, sei es mit verheirateten Frauen, oder andern gefälligen Damen.

Einmal hatte er das Unglück, sich auf das heftigste in eine junge Schauspielerin zu verlieben. Die Schöne war Mitglied der berühmten Gesellschaft Belotti-Bon, die jedes Jahr im Teatro Valle einen Cyklus von Vorstellungen gab; sie nahm eine ziemlich untergeordnete Stellung ein, besaß indessen Talent. Da sie weder schön noch tugendhaft war, konnte niemand die Leidenschaft des jungen Mannes begreifen. Man hielt die Person für überaus gefährlich; sie war sinnlich und eine raffinierte Kokette.

Von einem langen Schmachten konnte bei einem Menschen von der Natur Salvatores nicht die Rede sein. Es dauerte in der That nicht lange, so befand er sich in dem schrankenlosen Besitze des üppigen Geschöpfes. Der erste Taumel war noch nicht vorüber, als er bereits anfing, sich in den Qualen einer wütenden Eifersucht zu verzehren. Er vermutete eine Untreue der leichtfertigen Schönen, drang bei ihr ein, als sie gerade einen zweiten Liebhaber empfangen hatte, und tötete diesen vor ihren Augen.

Die Sache machte Aufsehen. Der Gemordete war Offizier und der einzige Sohn eines vornehmen Geschlechts; Salvatore floh, die Schauspielerin wurde von dem spekulativen Direktor sofort als erste Liebhaberin engagiert und hatte in der „Kameliendame" einen sensationellen Erfolg.

Mehrere Jahre brachte der flüchtige Mörder, auf dessen Person ein Preis gesetzt worden, im Auslande zu; sein Vermögen wurde konfisziert, er geriet immer tiefer ins Elend, er verkam allmählich.

Trotz der ihm drohenden Gefahr kehrte Salvatore end-

lich in sein Vaterland zurück; er kam sogar nach Rom, wo er sich einem Freunde zu erkennen gab. Dieser versteckte ihn einige Tage bei sich, vernahm von dem Wächterposten auf Torre San Michele, der gerade wieder einmal zu besetzen war, verfiel auf den tollen Gedanken, aus dem verfolgten Mörder einen Angestellten der Regierung zu machen, that mit Einwilligung Salvatores die nötigen Schritte und erreichte es, daß sein Freund unter dem Namen Baldassare Leste aus Viterbo auf dem einsamen Leuchtturme Beamter des einigen Königreiches ward.

Salvatore blieb nichts übrig, als seinem Freunde für jenen Dienst dankbar zu sein. Mit seiner römischen Eckensteherei und dem schönen Müßiggang war es doch für alle Zeiten vorbei; überdies reizte es Salvatore, angesichts der Hauptstadt, angesichts der Regierung, die ihn suchte und verfolgte, im sicheren Amt zu sitzen. Die auf der Flucht verbrachten Jahre hatten ihn unstät und verwildert gemacht, Einsamkeit und Oede schreckten ihn nicht, die Malaria flößte ihm keine Furcht ein, seine abenteuerliche Existenz in der verrufenen Gegend hatte sogar etwas Verlockendes für ihn. Also bezog er das alte Gemäuer.

Es dauerte nicht lange, so hatte er sich in die neuen Verhältnisse vollständig eingelebt. Alles, was in seiner eigenen Natur unkultiviert, unbändig und leidenschaftlich war, wurde durch die ungeheuerlichen Zustände des Landes weiter entwickelt. Schließlich verfiel er dem Banne der Gewöhnung in einem Maße, daß ihm jeder Gedanke an Rom, an die Civilisation und an Menschen, die nicht Hirten, nicht Jäger oder Fischer waren, unerträglich wurde. Er bekam niemals eine Zeitung in die Hand, wußte von nichts, was in der Welt vorging, und hätte sich am liebsten, gleich seinen Genossen aus dem Sabinergebirge, in Ziegenfell gekleidet. Nur eins entbehrte er in seiner Einsamkeit: eine Gefährtin. Die wenigen Frauen, die in Ostia und Fiumicino lebten, waren verwilderte, häßliche Geschöpfe. Seit-

dem Salvatore zum zweitenmal aus Rom entwichen war, hatte er keine reizvolle jugendliche Frauengestalt vor Augen bekommen.

Zweites Kapitel.

Es war in diesem Jahre kaum Frühling geworden, als bereits schon der Sommer folgte. In den Sciroccotagen verblühten die Blumen, die in einer Ueppigkeit ohnegleichen, rings um Torre San Michele, die Steppe bedeckten; brodelnder Dunst umhüllte das braune Land, ein fahles Licht schwamm auf dem Meere, welches mit langsam heranrollenden, wilden Wogen gegen die Küste schlug.

So war es seit Wochen gewesen.

Salvatore hatte schwere Zeit. Durch das anhaltende Wehen des Wüstenwindes an Leib und Seele völlig ermattet, vermochte er kaum sich aufzuraffen, um sich etwas Speise zu bereiten, vollkommen gleichgültig dagegen, was es war. Hatte er sein Amt besorgt, so lag er in seiner Turmruine halbentkleidet auf dem Bette mit geschlossenen Augen, in völliger Dumpfheit aller Sinne, und hörte wie im Traum auf das Rauschen der Wellen und das Schreien der Falken und Möwen, die einzigen Laute, die außer dem Seufzen des Windes und dem Brausen des Sturmes in seine Einsamkeit drangen. Schaute er auf, so brannte ihm der glühende Tag in die Augen, und er sah durch das offne Fenster, dessen fehlende Scheiben ölgetränktes Papier ersetzte, gleichsam ins Leere hinaus; denn Himmel, Erde und Meer umdampfte der fahle Brodem der Sciroccoluft.

Erst gegen Abend erhob er sich wieder, um das Signal zu entzünden und, wenn er sich fieberfrei und nicht allzu ermattet fühlte, einen kurzen Gang ans Meer, an die

Tibermündung oder nach dem Wächterhaus im alten Ostia zu thun.

Eines Abends hatte er einen weitern Weg vor. Es war der 23. Juni, und am nächsten Morgen verließen die Einwohner des neuen Ostia ihren verpesteten Wohnort, um für beinahe ein halbes Jahr nach dem Albanergebirge auszuwandern. Salvatore wollte den Scheidenden lebewohl sagen; wer wußte, ob er sie noch einmal wiedersah.

Wie jemand, der von einer schweren Krankheit kaum genesen ist, schlich der junge Mann den Pfad dahin, der vom Turm über die verbrannte Steppe, dem Tiberufer entlang, nach dem alten Ostia führte. Noch niemals hatte die Stätte einen solchen totenhaften und gespenstischen Eindruck auf Salvatore gemacht, wie an diesem grauen Sciroccotage. Aus den verdorrten Blumen, dem verbrannten Grase stieg die versunkene Stadt mit braunem Gemäuer empor. Der Tiber bespülte die uralten Peperinquadern mit gelber, raunender Woge, und in die Steinmassen der Ruinen hatte der Fluß sich tiefe Grotten gewühlt, welche Schilf und Röhricht, wilde Weinreben und Epheuranken in natürliche Nymphäen umwandelten. Noch ragten die Säulen von Tempeln und Basiliken, Altäre lagen umgestürzt, Statuen zertrümmert, von den Blumen der Wildnis umwuchert. Auf den Polygonen einer antiken Straße gelangte Salvatore über das ehemalige Forum zu einem Platz, wo noch gewaltige thönerne Amphoren halb im Boden steckten.

Und ringsum er der einzige Mensch! Keine andern Laute, als das Rascheln der Lacerten oder einer Schlange im dürren Grase, als das Geflüster der Tiberwellen und das dumpfe Brausen des Meeres.

Er kam nach Ostia. Vor dem bischöflichen Palaste waren die Bewohner versammelt, elende, armselige Menschen, die nichts thaten, die sämtlich zu ermattet waren, um etwas zu thun. Sie hatten den größten Teil ihres Hausrates bereits zusammengepackt und auf den Platz geschafft; einige jammerten

laut über den Wegzug aus der Heimat und den weiten, mühseligen Marsch, die meisten jedoch waren ruhig, gleichgültig, vollkommen apathisch.

Salvatore trat zu den Wegziehenden, sprach einen und den andern an, nickte einem und dem andern zu, und damit war der Abschied abgemacht. Eine Frau fragte ihn, wie es ihm ginge. Er meinte, es ginge ihm nicht schlecht — das meinten alle, wenn sie gefragt wurden. Dann erkundigte er sich, wer den Sommer über in Ostia bliebe, was für ihn insofern von Wichtigkeit war, als der Zurückbleibende ihn nicht nur mit Brot, Käse, Oel und Ricotto versorgte, sondern ihm auch, wenn es nötig werden sollte, ein Grab schaufeln konnte. Die Frau, die er gefragt hatte, erwiderte: „Einer von den Sabinern bleibt hier."

„Wer?"

„Francesco Latini."

„Den kenne ich nicht."

„Es ist ein Neuer."

„Woher ist er?"

„San Polo heißt's. Er hat schon jetzt das Fieber; er will aber doch bleiben."

„Warum will er bleiben?"

„Er bekommt fünfzig Scudi für den Sommer und hat in seinem Ort eine Verlobte; wenn er es aushält, kann er zum Winter heiraten. Er hat auch seine Schwester mitgebracht."

„Was soll die hier?"

„Was weiß ich? Auch das Fieber bekommen! Sie meint aber, die schlechte Luft thäte ihr nichts. Wenn wir ihr sagen: Geh' doch wieder zurück, warum willst du hier sterben? — denn sie ist noch blutjung — so lacht sie, und der Bruder ist ein solcher Tropf, daß er sich vor dem Fieber nicht fürchtet, und er hat es doch schon. Wenn Ihr mit dem Francesco reden wollt, die beiden wohnen bei der Kirche. Ihr wißt schon."

„Ich weiß. Addio, Giudetta!"

„Addio, Sor Baldassare. Laßt es Euch gut gehen."

Er schlenderte, um den Sabiner aufzusuchen, der geschlossenen Kirche zu, die an den bischöflichen Palast stößt. Hier lagen einige ruinenhafte, ausgestorbene Gebäude mit zerbrochenen Fensterscheiben, aus üppigem Pflanzenwuchs aufsteigend, der auch die Treppen und die Höfe im Innern des Hauses bedeckte. Die Rede der Frau hallte in ihm nach. Sie ist noch blutjung, und sie lacht, wenn man sie fragt, warum sie hier sterben will. Wie gesund sie sich fühlen muß, voller Jugend und Lebensdrang. Dabei ist sie lustig. Sie lacht, wenn man von Krankheit und Tod spricht. Salvatore vermochte nicht, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie in dieser Wildnis ein Geschöpf leben konnte, das sorglos und heiter war und es immer zu bleiben dachte. Da hörte er sie singen.

Denn das konnte nur die Sabinerin sein. Von den Ostienserinnen sang keine; wer in Ostia lebte, dem starb der Gesang. Es war ein Ritornell, darauf die Sängerin keine Antwort erhielt; sie schien auch keine Erwiderung ihrer Liebesklage zu erwarten, wenigstens begann sie sogleich eine neue Strophe. Salvatore stand und lauschte auf die gellenden, schwermütigen Töne, die aus einem der Häuser durch die schwüle Stille des Sommerabends klangen. Es war kein Wohllaut in dem Gesang; aber niemand, der das Volk kennt, erwartet aus dem Munde dieses Volkes Wohllaut zu hören.

Nun ging Salvatore weiter, von den Tönen in einen verwilderten Hof geführt. Hier stand die Sängerin. Gegen eine Mauer gelehnt, spann sie und schrie ihre Verse ab. Ihrer Gestalt nach war sie noch ein halbes Kind, groß, schlank und zart. Das schmale, braune Gesicht, darin Salvatore ein Paar schwarzer Augen und granatroter Lippen funkeln sah, wurde von dem Schleiertuch überschattet. Sie trug die gewöhnliche Tracht der Sabinerinnen: ein dunkles

enges Unterkleid, über das ein Stück hochroten Tuches gelegt war, eine bunte gestickte Schürze und den steifen amarantfarbenen Busto. An den Ohren blitzten lange Goldgehänge, und den zierlichen Hals umschloß eine Korallenschnur. Mit der kleinen, wie Bronze leuchtenden Hand zog sie emsig den Faden, gerade vor sich hinschauend. Sie stand neben einem antiken Sarkophag, darin ein über und über mit Blüten bedeckter Oleander wuchs und auf dem in Hochrelief eine Scene aus der Endymionsage dargestellt war.

Jetzt erblickte sie den Fremden. Sie verstummte, fuhr indessen fort ihren Faden zu drehen.

Salvatore trat näher.

„Du bist doch das Mädchen von San Polo, das mit seinem Bruder den Sommer über in Ostia bleiben will?"

„Mein Bruder ist Francesco Latini von San Polo. Er ist in der Kammer, ich will ihn rufen."

Salvatore hielt sie zurück.

„Du kannst deinem Bruder ausrichten, was ich ihm zu sagen habe. Aber wie heißest du?"

„Marcantonia."

Sie war stehen geblieben und blickte ihn an. Salvatore dachte: Sie ist wirklich noch blutjung; ich wollte, sie lachte einmal.

„Höre, Marcantonia. Du mußt nämlich wissen, daß ich auch den Sommer über hier bleibe."

„In Ostia? Dann seid Ihr wohl der neue Ministro? Fürchtet Ihr Euch auch vor dem Fieber?"

„So wenig wie du."

Sie lächelte, wobei sie ihre blinkenden Zähne zeigte.

„Haben sie es Euch schon gesagt? Warum soll ich mich fürchten? Ich war in meinem ganzen Leben noch nie krank. Die Madonna wird mich wohl behüten." Und ihm näher tretend, fuhr sie mit unterdrückter Stimme fort: „Wenn Ihr der neue Ministro seid — mein Bruder ist nicht so stark wie ich, laßt mich einen Teil seiner Arbeit thun. Darum bin ich mitgekommen."

Sie sah ihn bittend an.

„Ich bin nicht der neue Ministro.“

„Wer seid Ihr denn?“

„Ich wohne da draußen am Meer, wo der hohe Turm ist. Dein Bruder soll mir jede Woche Brot bringen und was ich sonst brauche. Ich will ihn gut bezahlen. Auch du, Marcantonia, könntest dich meiner annehmen und dich um meine Wäsche kümmern; denn ich bin ganz allein und fürchte mich vor der Einsamkeit, wie sich die andern vor der Malaria fürchten. Da wir die einzigen Menschen hier sind, wollen wir gute Nachbarschaft halten. Was meinst du dazu?“

„Ich will mit meinem Bruder reden. Habt Ihr kein Weib?“

„Nein.“

„Wer kocht und wäscht denn für Euch?“

„Das eine thue ich selbst, das andre besorgte mir bis jetzt eine Frau aus Fiumicino; wenn du aber — —“

Er brach ab. Francesco Latini hatte seine Schwester reden hören und kam heraus; es war ein hübscher Bursche, der allerdings nicht einer der stärksten zu sein schien. Dich bekommt das Fieber bald, dachte Salvatore. Dann begrüßte er den Gefährten in der Wildnis und brachte auch bei ihm sein Anliegen vor. Francesco zeigte sich sogleich bereit; nur was seine Schwester betraf, war er ungefällig, so daß Salvatore das Gespräch abbrach. Aber er mußte wiederum denken: Nicht lange, und das Fieber hat dich, und dann — werden wir sehen.

Drittes Kapitel.

Wie das alte Ostia war jetzt auch das neue Ostia eine tote Stadt. In den verlassenen Häusern und den verödeten Gassen hatte sich die Malaria niedergelassen — ein hohl=

äugiges, gespenstisches Weib, dessen Atem Gift war und dessen Nähe Pest erzeugte. Fort waren die fremden Schnitter, nachdem ein Teil von ihnen unter der Sichel des großen Sensenmannes gefallen war; fort waren die fremden Kohlenbrenner, die in den Wäldern an den Küsten ihre Meiler errichtet hatten; auch aus Portus war geflohen, wer konnte, und wer zurückbleiben mußte, verließ des Abends den Ort und schleppte sich bis zu den ersten römischen Hügeln, auf denen die Leute an lodernden Feuern übernachteten, zufrieden, daß der Fieberhauch der Campagna einige Fuß unter ihnen dahinzog.

Im alten Ostia war der Wächter gestorben, die wunderbare Trümmerwelt lag unbehütet in der Wildnis. Zwischen den Bewohnern von Torre San Michele und den nächsten Lebendigen befand sich auf der einen Seite die wüste Steppe, auf der andern die versandete Tiberinsel, die des Sommers kaum zu überschreiten war; Apollon, welchem einst das Eiland geweiht gewesen, traf dort die Menschen mit glühenden Strahlenpfeilen aufs Haupt, daß sie tot niederstürzten, Opfer des unerbittlichen Sonnengottes.

Salvatore harrte aus. War der Tag überstanden, so geschah es bisweilen, daß er von seiner Warte aus bis zum Einbruch der Nacht hinübersah, wo, zwischen den Hügeln versunken, Rom lag. Der einsame Mann versuchte alsdann sich vorzustellen, daß in einer Entfernung von wenigen Meilen sich eine Weltstadt befand, viele Tausende von Menschen miteinander lebend, miteinander sich freuend. Er glaubte den Lärm der großen Stadt zu vernehmen, die Menge auf den Straßen sich drängen, die Cafés und Theater füllen zu sehen; auf der taghell erleuchteten Piazza Colonna zu den Klängen der Musik Eis essend und Sorbeto schlürfend; er hörte sie plaudern, scherzen, lachen — — dann geschah es wohl, daß er nicht begriff, wie er es noch immer ertragen konnte; daß er sich für toll hielt, nicht längst diesem lebendigen Tode entronnen zu sein; daß er sich vornahm, ent-

weder ein drittes Mal zu fliehen, oder sich selbst den Gerichten auszuliefern.

Indessen diese Stimmungen vergingen, und er blieb, hielt aus. Von Zeit zu Zeit kam der Sabiner mit Lebensmitteln. Salvatore beobachtete, wie das Fieber mehr und mehr den jungen Menschen ergriff, wie seine Augen glühten, wie seine Lippen farbloser, sein Gesicht bleicher, sein Gang schleichender wurden. Und er ertappte sich auf dem Gedanken, daß er berechnete, wie lange es noch dauern könnte, bis auch dieser dem allgemeinen Schicksal von Ostias Bewohnern zum Opfer gefallen war. Was wurde aus dem Mädchen, wenn der Bruder tot war?

Vielleicht kehrte sie nach Hause zurück, oder sie lief zu den Hirten nach Portus, oder die Mönche von Crocetta nahmen sich ihrer an, oder — — er stellte sie sich vor: blutjung, so gesund, so lebensfrisch, mit solchen leuchtenden Augen, solchen roten, frischen Lippen. Sie sang und lachte. Inmitten der schrecklichen Einsamkeit und der Kirchhofsruhe tönten ihre Lieder, schallte ihr Lachen. Salvatore malte sich aus, wie es sein müßte, wenn diese kräftige, trotzige, junge Stimme in seinen öden Mauern widerhallte. Eine solche Stimme mußte das Gespenst der Einsamkeit bannen, mit dem zu leben er verdammt war.

Um ihre Stimme zu hören, ging Salvatore fast jeden Abend nach Ostia hinüber, wo man ihn nicht unfreundlich, aber gleichgültig empfing. Der Fieberluft wegen konnten sie nicht im Freien sein, sondern mußten im Hause sitzen, wo es zum Ersticken heiß war. Die qualmende Oellampe warf ein grelles Streiflicht auf die schwarzen Mauern; Marcantonia kauerte neben dem Herde und spann; Francesco lag, von Fieberschauern geschüttelt, auf dem Boden, und Salvatore saß gegenüber auf einer Bank und blickte unverwandt die junge Sabinerin an. Um ihre Stimme zu hören und zwischen ihren vollen Lippen die Zähne durchschimmern zu sehen, versuchte Salvatore sie zum Reden zu bringen,

was ihm bisweilen gelang. Sie erzählte dann von ihrem Heimatsorte „da droben“ im Sabinergebirge.

„Gute Luft ist bei uns und eine Quelle haben wir, kalt wie Eis. Und im Winter fällt Schnee. Dann frieren wir, und die Wölfe kommen. Wir fürchten uns aber nicht, denn wir haben Büchsen, und auch die Frauen und Mädchen bei uns können schießen. Oft machen wir Jagd auf die Wölfe. Für jedes Wolfsfell bekommen wir in Tivoli zehn Scudi; das ist viel Geld. Noch vor der Regenzeit ziehen die meisten Männer davon, ins Römische hinunter. Lange Monate sind dann die Frauen und Kinder allein; sie sammeln im Buschwald Holz für den Winter, spinnen, warten auf die Männer, beten für sie — wegen der schlechten Luft und des Fiebers — die Armen!“

Sie schwieg und beugte sich zu ihrem Bruder herab, der kein Zeichen von Teilnahme gab. Nach einer Weile fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort, immerwährend ihren Bruder anblickend und wie zu diesem redend: „Dann leisten wir der Madonna ein Gelöbnis, damit sie unsere Männer gesund wiederkommen läßt, und dann hilft die Madonna.

„Das war eine gute Zeit, als nach dem Tode unserer Eltern mein Bruder die Herden zu hüten bekam. Weil ich ganz allein war, nahm er mich mit. Wir bauten uns eine Hütte aus Ginster, kletterten mit unserm Umberto den Schafen und Ziegen nach, aßen Ricotto und sangen den ganzen Tag Ritornelli und Rispetti. Mein Bruder lehrte mich die Flöte blasen. Er selbst spielte den Dudelsack. Da spielten wir der Madonna und dem süßen Jesusknaben jeden Morgen und jeden Abend die lustigsten Stücklein vor, damit die lieben Himmlischen doch auch eine Freude hätten. So sind wir zwei immer beisammen gewesen. Später mußte Francesco mehr verdienen, und so zog er ins Römische hinunter, und weil ich ihn bat, hat er mich mitgenommen. Nicht wahr, mein Francesco, es geht uns beiden hier ganz gut; zum Winter kehren wir wieder heim und hören die Wölfe heulen und frieren.“

Sie lachte auf; aber ihre Augen hatten dabei einen Ausdruck, der Salvatore unheimlich war. Er erhob sich und sagte gute Nacht. Marcantonia stand gleichfalls auf, nahm die Lampe und leuchtete ihm hinaus. Von einer Regung des Mitleids ergriffen, flüsterte Salvatore dem Mädchen zu: „Es steht nicht gut um deinen Bruder, ich werde morgen Chinin mitbringen."

Sie lehnte ab.

„Behaltet Euer Chinin. Ich habe der Madonna ein heißes Gelübde gethan und ihr zwei große Kerzen geopfert, sie wird meinem Bruder sicherlich helfen."

Salvatore zuckte die Achseln.

„Wie du willst. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Er blieb aber stehen. „Wenn du ein andermal für deinen Bruder Chinin willst, so komm zu mir."

„Ich brauche kein Chinin."

Er ging.

Wie sie will, dachte er; diesem abergläubischen Volke ist nicht zu helfen. Uebrigens würde den Burschen auch Chinin nicht mehr retten.

Als Salvatore das nächste Mal nach Ostia ging, hörte er hinter sich den Galopp eines Pferdes. Er erkannte Marcantonia auf dem Pferde ihres Bruders. Sie saß wie ein Mann im Sattel, ritt ohne Bügel und trieb den kleinen, schlanken Renner unter gellendem Zuruf mit dem Ende eines Strickes an. Während Salvatore auf sie wartete, hatte er Muße, die kecke Reiterin zu betrachten; der rote Rock schmiegte sich eng um die junge Gestalt, unter dem weißen Schleiertuche leuchtete das braune Gesicht hervor. Mit einer fast wilden Bewegung warf sie den Kopf in den Nacken und hob winkend den Arm.

Bei Salvatore angelangt, hielt sie ihr Pferd an.

„Ich habe nach den Herden gesehen und sie in den Buschwald getrieben. Es war lustig."

„Ist dein Bruder kränker geworden?“

„Er fühlt sich schwach, der Arme. Sobald es ihm besser geht, will ich eine Wallfahrt zur Madonna del divino amore thun. Wolltet Ihr zu uns?“

„Ja, um dich zu fragen, ob ich dir in irgend etwas helfen könnte; denn wir müssen doch gute Kameradschaft halten.“

„Freilich.“

„Wenn dein Bruder sich heute so schwach fühlt, komme ich lieber ein andermal.“

„Wie Ihr wollt,“ meinte sie gleichmütig, zu seinem stillen Aerger.

Sie trennten sich.

In der Nacht wurde Salvatore von den gellenden Rufen einer Frauenstimme geweckt. Er ahnte sogleich, was vorgefallen war, sprang in die Höhe, riß das Fenster auf und rief hinunter: „Was ist geschehen, Marcantonia?“

„Kommt! Mein Bruder stirbt. Helft ihm! Kommt! Kommt!“

Wenige Augenblicke später befand er sich bei ihr, die sich wie eine Wahnsinnige gebärdete. Salvatore hob sie wieder aufs Pferd, schwang sich hinter ihr auf, ergriff die Zügel und wollte den Weg nach Ostia einschlagen. Marcantonia aber rief: „Nach Crocetta zu den Mönchen! Ich weiß den Weg nicht, deshalb kam ich zu Euch. Er darf nicht sterben ohne einen Priester. Helft ihm, helft seiner Seele!“

Sie umklammerte ihn in ihrer Verzweiflung. Salvatore fühlte ihren jungen, lebenswarmen Leib gegen den seinen gepreßt, er fühlte ihren Atem an seiner Wange und ihm ward zu Mute, als ob Flammen von ihr zu ihm überströmten. Marcantonia hörte nicht auf zu jammern und zu schluchzen, bis sie das Kloster erreichten. Dasselbe lag in einer sumpfigen Niederung, als wäre es ein Heiligtum, errichtet für den Genius des Ortes, die Malaria. Die öden

Mauern stiegen beim Licht der Sterne totenfarben aus dem giftigen Boden empor; das Grabesschweigen wurde nicht einmal von den Klagerufen des Kauzes unterbrochen.

Salvatore sprang vom Pferde, pochte und lärmte, bis er die drei einzigen Bewohner des furchtbaren Ortes wachgeschrieen hatte. Zuerst glaubten die Mönche, ein verfolgter Bandit suche in ihrem Heiligtum Schutz, und zauderten zu öffnen; dann meinten sie, es handle sich um einen Ermordeten, und begannen zu schelten, daß man sie deshalb geweckt hatte; was sie dabei thun sollten? Als sie endlich begriffen, daß ein Priester für einen Sterbenden verlangt wurde, erhoben sie selbander ein großes Lamento.

Atemlos horchte Marcantonia auf die Verhandlungen; sie glitt aus dem Sattel, lief zur Thür und stieß gellende Klagelaute aus, die schrill durch die Stille der Nacht drangen. Erst nachdem Salvatore dem Priester eine reichliche Spende versprochen, erklärte sich dieser zum Mitkommen bereit. Auf Marcantonias flehentliche Bitten ließ man sie in die Kirche ein; hier warf sie sich, während der Mönch die Heiligtümer hervorholte, vor dem Altar nieder und schrie die Madonna an: sie sollte daran denken, was für schöne Musik sie und der Bruder ihr gemacht hatten; sie sollte daran denken, daß sie ihr um ihres Bruders willen ein Gelübde gethan, daß sie ihr zwei geweihte Kerzen geopfert und eine Wallfahrt zur Madonna del divino amore gelobt hatte. An alles das sollte die Madonna denken und ihren Bruder am Leben lassen.

Endlich war der Priester bereit. Auf Marcantonias leidenschaftliches Drängen setzte der Mönch sich auf das Pferd, welches Marcantonia, mit wildem Geschrei hinterherlaufend, antrieb. Salvatore blieb weit zurück. Er befand sich in einer Aufregung, wie er sie seit Jahren nicht gefühlt hatte; war der Bruder tot, blieb das Mädchen schutzlos allein zurück.

Der Morgen graute, als er in Ostia ankam. Er fand

Francesco tot und Marcantonia in halber Raserei neben seiner Leiche, denn ihr Bruder war gestorben, ohne für die Ewigkeit versorgt worden zu sein. Salvatore bat den Mönch, ihm zu helfen, den Toten zu begraben, und noch denselben Morgen schaufelten die beiden Männer auf dem wüsten Felde, welches den Kirchhof von Ostia vorstellte, ein Grab, hüllten den Leichnam in ein Laken und legten ihn in die niedrige Grube, die sie sogleich zuwarfen und über welcher der Priester ein kurzes Gebet sprach. Dann fragte er Salvatore: „Was wird aus dem Mädchen?"

Salvatore zuckte die Achseln.

Viertes Kapitel.

Marcantonia verrichtete den Dienst ihres Bruders, dessen Tod sie nicht nach Rom melden konnte, da es ihr an einem Boten fehlte. Täglich sah sie nach den Herden, täglich mußte sie die Steppe zwischen dem Tiber und dem Walde von Castel-Fusano durchreiten. Die Tiere kannten sie bereits und folgten ihrem gellenden Rufe. Wenn der kleine schwarze Renner des armen Francesco mit der bunten schlanken Gestalt angetrabt kam, streckten die Ochsen ihre silbergrauen, mächtig gehörnten Häupter der Reiterin entgegen, und die Pferde, welche in halber Wildheit auf der Prärie lebten, sprangen in hellen Haufen heran, schnaubend und wiehernd die junge Hirtin umdrängend.

Trotz dieser mühseligen Ritte, auf denen sie ihres Bruders Büchse mit sich führte, und obgleich sie nichts andres als Brot und Oel genoß, blieb sie vollkommen gesund. Doch geschah es häufig, daß sie plötzlich von einer schweren Müdigkeit überwältigt wurde. Sie stieg vom Pferde ab, warf sich in den spärlichen Schatten eines wilden Oel-

strauches oder einer Steineiche nieder und schlief sogleich ein, durchaus gleichgültig gegen die Gefahr, im Schlaf den Keim des Fiebers einzuatmen. Sie befand sich überhaupt in einem Zustand gänzlicher Apathie, in den sie weniger ihres Bruders Tod versetzte, als vielmehr der Umstand, daß die Madonna, der sie für sein Leben ein Gelöbnis gethan, ihn dennoch hatte sterben lassen; nicht einmal daß sie ihm die Frist gegönnt, mit den heiligen Sakramenten versehen zu werden. In dumpfem Glauben dahinlebend, hatte sie sich fest auf die Wirkung ihres Gelübdes, auf die Hilfe der Gottesmutter verlassen. Nun war der Sabinerin zu Mute, als hätte der Himmel an ihrem Bruder einen Mord, an ihr selbst ein Verbrechen begangen. In dem grenzenlosen, unbedingten Vertrauen zu der Madonna hatte sich das ganze Seelenleben dieses Geschöpfes der sabinischen Felsenöde konzentriert; nun sah sie sich von der Gottesmutter im Stich gelassen und wußte plötzlich weder aus noch ein in der Welt.

Die ersten Tage nach dem Tode Francescos ließ der Nachbar von Torre San Michele sich nicht in Ostia blicken; aber von Crocetta kam einer der Mönche, um nach der Einsamen zu sehen. Er fand das Mädchen vor der Thür kauernd und abwesenden Geistes vor sich hinstarrend; kaum daß sie den Bruder grüßte, der ihr doch noch vor kurzem als ein halber Heiliger erschienen war. Er redete sie an: „Heh, Marcantonia, wie geht dir's?"

„Nicht schlecht."

„Bist du noch immer hier?"

„Freilich bin ich noch immer hier."

„Wenn du nun auch das Fieber bekämest?"

„Ich bekomme das Fieber nicht."

„Jeder von uns bekommt es," sagte der Mönch, dem die Krankheit aus den Augen glühte, mit vollem Gleichmut.

Eine Pause entstand. Der erschöpfte Mönch setzte sich neben das Mädchen; er war sehr hungrig.

„Kannst du mir etwas zu essen geben?"

„Brot und Oel.“

„Eine Frittata könntest du mir wohl nicht backen?“

„Ich habe nur Brot und Oel.“

Der Mönch unterdrückte einen Seufzer.

„So bringe mir davon. Sor Baldassare hat unserm Kloster eine Spende versprochen. Erinnere ihn doch daran.“

„Wie viel wollt Ihr?“

Sie stand auf, um aus dem Hause Brot und Oel zu holen.

„Sor Baldassare wird gewiß daran denken,“ sagte hastig der Mönch, der mehr zu bekommen hoffte, als die Sabinerin ihm zu geben vermocht hätte. Aber Marcantonia wollte für ihren Bruder selbst bezahlen.

„Ist ein Scudo genug?“

„Ein Scudo ist wenig.“

Marcantonia entschied: „Mehr als einen Scudo bekommt Ihr nicht. Es ist Geld genug dafür, daß die Seele meines Bruders im Fegfeuer brennen muß.“

Der Mönch versuchte zu steigern.

„Auch zwei Scudi wären noch wenig. Bedenke, daß es für die Madonna bestimmt ist; die Madonna wird für deinen Bruder bitten. Gib uns zwei Scudi.“

Ohne den Bruder einer Antwort zu würdigen, ging Marcantonia ins Haus und kehrte bald mit dem Essen und dem Gelde zurück: fünf Lire in lauter einzelnen Soldi. Sorgfältig zählte der Mönch das Geld nach, entdeckte eine ungültige Münze, lamentierte über die Schlechtigkeit der Welt, und daß diese immer nur darauf bedacht sei, die Kirche um das Ihre zu bringen, band das Kupfergeld in sein Taschentuch und machte sich mit Gier über das Essen her. Er riß das Brot in kleine Stücke, begoß jeden Brocken reichlich mit Oel, murrend, daß es keine Frittata sei.

Nachdem er seinen Hunger gestillt hatte, setzte er das Gespräch mit dem Mädchen fort: „Höre du, betest du auch fleißig für die Seele deines Bruders?“

Sie hatte sich wieder niedergekauert, stierte teilnahmslos vor sich hin und murmelte: „Was soll das helfen?"

„Was dein Gebet deinem Bruder helfen soll?"

„Ich möcht's wissen."

„Du bist ja eine wahre Gotteslästerin! Du solltest der Madonna ein paar große Kerzen und ein Schleiertuch geloben."

„Fällt mir nicht ein."

Der Mönch unterließ vor Entsetzen, einen besonders fetten Bissen, davon das Oel auf seine Kutte tropfte, in den Mund zu stecken. Mit allem Gleichmut erklärte ihm die Sabinerin, warum ihr nicht einfiele, etwas an die Madonna zu wenden: „Sie gibt mir ja doch nichts dafür."

Der Mönch schien zu überlegen, auf welche Art dieser sündhaften Ansicht am kräftigsten beizukommen sei, meinte indessen mit mehr Toleranz, als sich rechtfertigen ließ: „Die Madonna gibt dir gewiß etwas dafür. Bedenke doch, wem alles sie zu geben hat; da kann es schon vorkommen, daß sie den einen oder den andern vergißt. Auch solltest du für deinen Bruder eine Messe lesen lassen. Wir wollen es wohlfeil machen: für zwölf Paoli."

Aber Marcantonia wollte nicht.

„Also für acht Paoli."

Aber Marcantonia wollte auch nicht für acht Paoli. Der Mönch war allen Ernstes erzürnt: „Du bist ja eine wahre Heidin und Lutheranerin. Hast du dir wenigstens die Todesstunde deines Bruders gemerkt?"

„Warum?"

„Wegen des Lotto."

„Hier kann ich mir ja doch keinen Zettel schreiben lassen."

„Aber später, wenn du wieder zu Hause bist. Dein Bruder ist in der siebenten Stunde gestorben. Wenn du dazu noch ‚Fegefeuer' und ‚Fieber' nimmst, gewinnst du sicherlich eine Terne."

In ihre Gestalt kam Leben.

„Wenn ich wieder in San Polo bin, will ich mir die drei Nummern aufschreiben lassen."

Der Mönch erhob sich.

„Also ich soll für die Seele deines Bruders im Fegfeuer keine Messe lesen?"

„Es hilft ihm doch nichts."

„Vielleicht besinnst du dich. Höre!"

„Heh?"

„Weißt du, daß Sor Baldassare in dich verliebt ist?"

„Was geht's mich an?"

„Nimm dich in acht."

„Ja, ja."

„Komm doch einmal zu uns beichten."

„Ich komme schon einmal."

„Lebe wohl und sei gesegnet."

„Lebt wohl."

Der Mönch entfernte sich, Marcantonia blieb sitzen. Zuerst dachte sie an den Scudo, welchen sie ihm hatte geben müssen, ohne daß es ihrem Bruder nützen würde; dann fiel ihr Sor Baldassare ein und daß er in sie verliebt sein sollte, was sie mit einem dumpfen Staunen erfüllte. Es war noch niemand in sie verliebt gewesen, es war ihr noch niemals eingefallen, jemand könnte sich in sie verlieben. Auch war sie noch so jung, noch keine sechzehn Jahre! Wenn Sor Baldassare in sie verliebt war, wollte er sie also heiraten; denn zu diesem Zwecke verliebte sich ein Mann in ein Mädchen, das heißt: er kam eine Zeitlang jeden Abend zu der Schönen und redete darauf mit den Eltern, und dann bekam er das Mädchen, oder er bekam es nicht. Waren die Eltern der Erwählten tot, so sprach der Freier mit dem Bruder; war auch der Bruder tot — doch für diesen Fall wußte Marcantonia kein Beispiel, so sehr sie auch darüber nachsann. Was that der Freier, wenn der Bruder des Mädchens tot war? Was das Heiraten anbetraf, so wußte

Marcantonia Bescheid: wenn der Mann, welcher das Mädchen zur Frau haben wollte, den Eltern oder dem Bruder recht war, so war er auch dem Mädchen recht. Dann gingen die beiden eines schönen Tages zum Priester in die Kirche und wurden Mann und Frau; sie wohnten zusammen in einer Hütte, die Frau kochte für den Mann, wusch für den Mann, trug Lasten für den Mann, ließ sich von dem Manne schlagen und gebar ihm Kinder.

Anders wußte Marcantonia es nicht. Aber sie hatte keine Eltern mehr; auch ihr Bruder war gestorben, und es gab einen Mann, der in sie verliebt sein sollte, der sie also zur Frau haben wollte, damit sie bei ihm wohnte, für ihn kochte, wusch und sonst alles that. Daß der Mann sie hätte lieben sollen und sie ihn, davon wußte sie nichts. Und sie fuhr fort, darüber zu grübeln, mit wem Sor Baldassare wohl reden könnte, da doch ihre Eltern und ihr Bruder tot waren. Der Fall erschien ihr schwierig.

Am nächsten Abend kam Salvatore. Er brachte ihr ein Fiascho Wein, einen frischen Oelkuchen und ein Paar großer Sumpfvögel mit, die sie zum Abendbrot kochen sollte. Da sie nicht wußte, wie das Geflügel zuzubereiten — hatte sie doch niemals Fleisch gegessen — so gab er ihr alles an, wobei sie sich ziemlich geschickt benahm. Doch wollte sie weder von dem Gerichte essen, noch von dem Weine trinken; sie hatte auch noch niemals in ihrem Leben Wein getrunken. Während Salvatore es sich schmecken ließ, saß sie ihm gegenüber, kaute ihren Oelkuchen und starrte ihn an. Endlich fragte ihr Nachbar, was sie nun anzufangen gedächte.

„Du kannst doch hier nicht bleiben. Weißt du, was du thun solltest? Du solltest mit mir kommen. Das wäre doch prächtig! Was meinst du?“

Sie meinte gar nichts; sie aß ihren Oelkuchen und schien für nichts andres Empfindung zu haben.

„Heh, Marcantonia!“

Sie schaute erwartungsvoll auf.

„Ich fragte dich, ob du mit mir kommen willst. Wir sind beide allein, und — — und dann mußt du wissen, daß ich dir gut bin.“

Nun hörte sie auf zu kauen; nach einer Weile sagte sie in klagendem Tone: „Meine Eltern und mein Bruder sind tot. Ich weiß auch nicht, mit wem Ihr reden sollt.“

„Mit wem ich reden soll? Worüber denn?“

„Darüber, daß Ihr mich heiraten wollt.“

Die Sabinerin sagte dies in aller Einfalt, mit heiligem Ernst, ohne eine Miene zu verziehen, den Verliebten aus ihren mächtigen schwarzen Augen ruhig anblickend. Salvatore verlor für einen Augenblick die Fassung, dann lachte er laut auf.

„Daß ich dich heiraten will — — du meinst also, daß ich dich heiraten will und nur nicht wüßte, mit wem ich die Sache bereden sollte?“

„Meine Eltern und mein Bruder sind tot.“

Salvatore ward still und betrachtete das braune junge Geschöpf der Felsenberge voll Erstaunen. Seine Augen blieben an ihren Lippen hängen. Plötzlich wurde er bleich, zwang sich zu einem neuen Ausbruch von Lustigkeit und rief: „Vielleicht rede ich mit dir selber; einstweilen könntest du mir auf unsere zukünftige Brautschaft hin einen Kuß geben.“

Und er wollte sie heftig an sich ziehen.

Sie aber fuhr in die Höhe, stieß ihn von sich und sah ihn feindselig an. Da nahm sie gleichmütig wiederum am Herde Platz und begann zu spinnen, ohne sich weiter um ihn zu kümmern. Nach einer Weile ging der Abgewiesene in hellem Zorn davon.

Am andern Abend erschien Salvatore wieder, forderte sie nochmals auf, zu ihm zu kommen, erhielt kurzen, abschlägigen Bescheid, lief wütend fort, kam ein drittes Mal und machte ihr die leidenschaftlichsten Erklärungen, die sie gar nicht verstand. Bei seinem nächsten Besuche fand er

das Haus verschlossen. Er pochte und rief, drohte und bat, gab der spröden Schönen die glühendsten Versicherungen, die heiligsten Versprechungen. Aber im Hause blieb alles dunkel und still.

Nun ließ er einige Tage nichts von sich hören. Eines Nachts wurde Marcantonia, die den Schlaf einer Katze hatte, durch ein leises Geräusch am Fenster geweckt. Sie stand auf, nahm die geladene Büchse, die an der Wand lehnte, schlich zum Fenster, drückte aufs Geratewohl ab und vernahm einen Aufschrei. Gleichmütig machte sie Licht, schloß die Thür auf und ging hinaus. Draußen fand sie Salvatore gegen die Mauer gesunken. Als sie ihm ins Gesicht leuchtete, blickte er sie stumm an, aber gar nicht wie mit Haß.

„Komm herein, damit ich sehe, wo ich dich getroffen habe, und deine Wunde verbinde.“

Sie ging voraus und er folgte ihr schwankend; fast daß er am Herde niedergefallen wäre. Der Schuß war in die linke Schulter gegangen, die Wunde blutete stark und er litt große Schmerzen. Behutsam half Marcantonia ihm aus seinem Rock, schnitt das Hemd auf, wusch die Wunde, zerriß ihr Schleiertuch und legte ihm einen Verband um, alles mit größter Sorgsamkeit, ohne ein Wort zu sagen. Auch er blieb stumm, durch keinen Laut verratend, daß er Schmerzen ausstand. Darauf brachte sie ihm von dem Wein, den er ihr geschenkt hatte, und ließ ihn trinken.

„Jetzt mußt du dich niederlegen; denn dein Arm wird bald anschwellen, weil die Kugel noch in der Wunde steckt. Ich kenne das und weiß auch, was zu thun ist.“

Salvatore wollte mit Gewalt nach Hause; doch die Schmerzen wurden plötzlich so stark, daß ihn ein Schwindel befiel und er zu Boden gestürzt wäre, hätte Marcantonia ihn nicht umfaßt und aufrecht gehalten. Sie leitete ihn zu ihrem Lager, auf das er in halber Bewußtlosigkeit niedersank. Nachdem sie seinen Kopf in eine bequeme Lage gebracht

und ihm ihren besten Rock untergeschoben hatte, machte sie von dem Reste ihres Schleiertuches eine Kompresse und kauerte sich neben dem Kranken nieder, die Nacht hindurch nasse Umschläge auf die Wunde legend. Gegen Morgen begann Salvatore heftig zu fiebern und in Phantasieen zu verfallen. Marcantonia verdoppelte ihre Sorgfalt, blieb im übrigen aber ziemlich teilnahmslos, bis der Verwundete mit wilder Zärtlichkeit ihren Namen rief; da fuhr sie zusammen, begann zu zittern und wendete kein Auge von ihm.

Bereits war es heller Tag, als er stiller wurde und bald in schweren Schlummer sank. Leise erhob sich Marcantonia, schlich zur Thür hinaus, die sie hinter sich abschloß. Sie lief auf die Weide, lockte ihr Pferd und ritt nach Crocetta. Es dauerte wohl eine halbe Stunde, ehe man ihr öffnete.

„Der Frate soll sogleich zu Sor Baldassare kommen."

„Was ist's mit dem? Hat er das Fieber?"

„Er ist verwundet."

„Von wem?"

„Ich habe auf ihn geschossen."

„Du?"

„Nun ja, kommt nur! Die Kugel steckt noch in der Wunde; ich kann sie nicht herausziehen. Macht schnell! Ich geb' Euch einen halben Scudo, wenn Ihr schnell macht."

Man war in Crocetta auf solche Fälle vorbereitet. Der Frate kam, schwang sich aufs Pferd, Marcantonia lief nebenher.

„Warum schießest du denn auf die Menschen, wenn du sie nachher pflegen willst? He, du! Weshalb hast du auf den Sor Baldassare geschossen?"

Aber das wollte sie nicht sagen; so heftig der Priester auch in sie drang, so eindringlich er auch forschte und mahnte, sie blieb stumm.

Salvatore war noch immer ohne Bewußtsein. Erst unter der äußerst schmerzhaften Operation des Bruders

erwachte er; seine ersten Worte waren: „Sobald ich wieder besser bin, komme ich mit Marcantonia zu Euch nach Crocetta. Ihr müßt nämlich wissen, daß ich die Marcantonia heiraten will.“

Fünftes Kapitel.

Bald darauf sollte in Torre San Michele ein junges Ehepaar hausen. Salvatores Wunde war noch nicht völlig geheilt, als Marcantonia schon ihr Sonntagskleid anlegen und für den hochzeitlichen Ritt ihren Renner einfangen mußte. Nicht ohne Mühe stieg der Bräutigam auf, während die Braut darauf bestand, den weiten Weg bis zur Kirche zu Fuße zurückzulegen; kein Bitten und Schelten ihres Liebsten konnte sie bewegen, zu ihm aufzusitzen. So schritt sie denn neben dem Pferde her, es sorglich an dem Stricke führend, der auch bei diesem festlichen Auszuge der beiden als Zügel dienen mußte. Des heißen Tages wegen hatten sie sich erst spät auf den Weg gemacht; für ihren Heimritt würde der Mond leuchten.

Die Starrheit, die seit dem Tode ihres Bruders auf Marcantonia gelegen, war von ihr gewichen, aber die Ereignisse der letzten Wochen hatten doch eine große Wandlung bewirkt. Ihr Gesicht nahm mehr und mehr den ernsthaften, fast schwermütigen Ausdruck an, der den Frauen jenes Volksschlages, selbst den ganz jungen, eigentümlich ist; selten daß ein Schimmer ihrer alten unbändigen Lebenskraft und Frohheit über ihre Züge ging; sogar ihr Gang war anders geworden, langsam und schwerfällig, und ihre Bewegungen nahmen jene Würde und Feierlichkeit an, welche der Erscheinung dieser halbwilden Geschöpfe häufig etwas Großartiges und geradezu Tragisches verleiht.

Dagegen schien Salvatore sich verjüngt zu haben. Die

Folgen seiner Verwundung waren ihm zwar noch anzusehen, aber er befand sich in einer übermütigen, wahrhaft hochzeitlichen Stimmung und hörte nicht auf, Marcantonia wegen ihres guten Schusses zu rühmen, denn nur durch diesen wäre er zu einer Frau gekommen. Er behauptete, daß er das einsame Leben nicht länger hätte ertragen können; jetzt sollten bessere Zeiten kommen.

„Was meinst du, Marca, es wäre doch schade gewesen, wenn du mich totgeschossen hättest — und das nur darum, weil ich allzusehr in dich verliebt war? Hätte es dir wohl leid gethan?"

„Das weiß ich nicht. Wie kann ich das wissen?"

„Wie du das wissen kannst? Ei, denke einmal nach. Du liebst mich ja doch auch ein wenig."

Doch Marcantonia dachte nicht nach. Das Nachdenken lag nun einmal nicht in ihrer Natur; sie hätte gar nicht gewußt, wie es anzufangen, über etwas nachzudenken. Aber ihr fiel ein, daß der neue Knecht, der das Amt ihres Bruders übernehmen sollte, erst am nächsten Tage in Ostia eintreffen würde, daß sie also erst am nächsten Tage zu ihrem Manne nach Torre San Michele ziehen könnte. Sie sagte es ihm.

„Morgen früh muß ich noch einmal nach den Herden sehen; mittags komme ich dann zu dir und backe dir eine Frittata, Oel und Mehl habe ich noch, das bringe ich mit."

Aber Salvatore wollte nichts davon hören, daß seine junge Frau erst am nächsten Tage zu ihm zöge. Was sie die Herden angingen?

„Morgen mittag kannst du meinetwegen nachsehen; der neue Knecht wird schon rechtzeitig eintreffen."

Marcantonia schwieg; es wäre ihr niemals in den Sinn gekommen, anderer Meinung zu sein als ihr Mann.

In Crocetta angelangt, meldete Salvatore den Mönchen seine Ankunft und begab sich sogleich mit Marcantonia in die Kirche — einen öden, feuchten Raum, von dem die

Wildnis Besitz ergriffen hatte. Die Mauern zeigten klaffende Risse, durch die morsche Balkendecke leuchtete ein Stück des nächtlichen Himmels hernieder; in der Apsis, darin der Hochaltar stand, nisteten Falken, und auf den Stufen zusammengeringelt lag eine große Natter, die sich so als Herrin des Ortes fühlte, daß sie dem Brautpaare nicht Platz machen wollte und erst von Salvatore verjagt werden mußte. Dann erschienen die Schatten von Mönchen, die in dem einsamen Heiligtum ihrem Tode entgegenwankten; der Rest einer Kerze wurde auf dem Altar angesteckt und die Ceremonie in möglichster Kürze vollzogen. Der Priester mochte denken, daß in der Wildnis ein Ja und Amen genügte, und daß es schließlich sehr anerkennenswert war, unter obwaltenden Umständen überhaupt in die Kirche zu kommen und sich von einem Diener Gottes die Hände ineinanderlegen zu lassen. Auch das Fehlen der Ringe, das Unterlassen des Eintragens der geschlossenen Ehe ins Kirchenbuch, sowie daß den Vermählten kein Trauschein ausgestellt wurde, that der Heiligkeit der Sache keinerlei Abbruch. Salvatore zeigte sich leidenschaftlich aufgeregt, Marcantonia vollständig gleichgültig, und die Mönche trugen Sorge, von dem jungen Ehemanne die gebührenden Sporteln zu erhalten. Aber Salvatore hatte kein Geld eingesteckt, versprach, gelegentlich zu zahlen, und machte, daß er mit seiner Frau fortkam. Marcantonia mußte jetzt vor ihm auf dem Pferde sitzen; trotz der Schmerzen in seiner verwundeten Schulter hielt er das junge Weib fest umschlungen und trieb sein Tier zu wildem Galopp an. Als sie durch die Hütten des neuen und die Ruinen des alten Ostia trabten, schien der Mond in voller Pracht, und sein Silberglanz leuchtete den Neuvermählten bei ihrem Eintritt in ihr einsames, dunkles, totenstilles Haus.

„Liebst du mich, Marca?“

Er hatte ihr gesagt, wer er war und was er gethan; nun küßte er sie heftig und sie ließ sich von ihm küssen,

wie sie sich von jedem andern hätte küssen lassen, wenn sie dessen Weib gewesen wäre. Der höchste Begriff, den dieses wilde Geschöpf kannte, war der der Pflicht: die Frau soll dem Manne unterthan sein.

* * *

Mit dem jungen, blühenden Geschöpfe zusammen fand Salvatore die Einsamkeit ganz erträglich. Bald war seine Wunde vollkommen geheilt, und als im September die ersten Herbstregen fielen, welche die braune Steppe wie durch Zauberschlag in ein üppiges Gartengefilde verwandelten, that es ihm nicht leid, daß Ostia noch immer nicht von seinen wenigen Einwohnern bevölkert wurde, sondern ein toter Ort blieb; denn gerade nach den ersten heftigen Regengüssen strömt das Land seine giftigsten Dünste aus.

Dem jungen Ehemanne gewährte es immer von neuem Vergnügen, in dem öden Gemäuer nach seinem Weibe zu rufen, und war es nur, um ihre Stimme antworten zu hören. Er schalt, weil sie so wenig sprach und gar nicht mehr lachte; nach dem langen, schweren Schweigen, welches in Torre San Michele geherrscht hatte, sollten Leben und Freude darin ihren Einzug halten. Aber wovon hätte Marcantonia sprechen sollen? Was sie von ihrer Kindheit und ihrem Heimatsorte zu erzählen wußte, hatte sie erzählt, und über das eine große Ereignis ihres Lebens, den Tod ihres Bruders, bewahrte sie tiefes Schweigen — hatte sie doch durch diesen Tod den Glauben an die Hilfe der Madonna und damit ihr gesamtes inneres Empfindungsleben verloren. Denn was sonst an dumpfen Gedanken in ihr war, ging nicht über die wenigen Bedürfnisse des täglichen Lebens hinaus und war mit ein paar Worten abgethan. Sie kannte einige jener Lieder, welche das sabinische Volk mit gellender, klagender Stimme in einer unsäglich schwermütigen und unsäglich eintönigen Weise während seiner Arbeit abschreit. Anfangs fand Salvatore Behagen an dieser Art von Gesang; es klang wild und traurig zugleich, und wenn er

ausgestreckt im Schatten des Gemäuers oder droben in der Kammer auf dem Bette lag, hörte er gerne der seltsamen Melodie zu; aber bald ermüdete ihn das ewige Einerlei, und er verbot Marcantonia ihr Singen. Fortan sang sie nur, wenn Salvatore in Stimmung war und es ihr von ihm befohlen wurde.

Fast täglich begab sich Salvatore in aller Frühe mit seinem Hunde Garibaldi auf die Jagd, um seiner Hausfrau Fleisch in die Küche zu liefern. Wenn er dann mit seiner Beute, die gewöhnlich nur aus ein paar Vögeln bestand, dem Turme sich näherte, so sang er bei guter Laune seinem Weibe irgend eine übermütige Strophe entgegen; Marcantonia blieb ihrem Manne die übliche Erwiderung auch niemals schuldig, aber diese fiel so ernsthaft aus, daß Salvatore darüber in Zorn geriet: er wollte ein lustiges Weib haben.

Nach eingenommenem Abendbrot gingen sie hinaus und lagerten sich auf dem weichen Sande am Meere, den Wellen so nahe, daß sie manchmal vom Schaum überspritzt wurden. Dann berichtete Salvatore, der das Bedürfnis hatte, wenigstens den Klang seiner eignen Stimme zu hören, von seinem vergangenen Leben, wo er zur goldnen Jugend der Capitale gehört hatte, der Liebhaber einer Schauspielerin gewesen war und ganz Rom von sich reden machte. Marcantonia verstand von alledem wenig oder nichts, zeigte sich auch durchaus nicht begierig, etwas davon zu verstehen; ebensowenig kam ihr bei Salvatores glühenden Schilderungen jemals der Gedanke, daß sie nicht zu einander paßten, daß ihr Mann es einstens bereuen könnte, sie zum Weibe genommen zu haben. Was Salvatore anbetraf, so war er in seiner Leidenschaft für die Tochter der Wildnis noch zu wenig gesättigt, um ernsthafte Bedenken zu fühlen; zuweilen kam ihm die ganze Sache wie ein tolles Abenteuer vor, welches irgend eines schönen Tages, früher oder später, ein Ende nehmen würde. Was für ein Ende das sein könnte, darauf war er selber begierig.

Endlich hörte für das unglückliche römische Land die entsetzliche Zeit der Aria cattiva auf. Es wurde kühl, eine kräftige Tramontana setzte ein, das Meer stürmte unablässig, auf den höchsten Gipfeln des Felsengebirges schimmerte der erste Schnee, während für die Ebene ein neuer Sommer gekommen schien. Im November kehrten die Bewohner Ostias aus Ariccia zurück und bezogen die alte Stätte des Elends und Siechtums von neuem. Auch die Hirten, die Kohlenbrenner und Jäger erschienen wieder. Salvatore suchte seine alten Gefährten auf, ward viel in Fiumicino und Portus gesehen, machte die Bekanntschaft des neuen Hüters der Ruinen im antiken Ostia und dachte nicht mehr daran, auf Marcantonias ernsthafte Stimme oder ihren schwermütigen Singsang zu lauschen und ihr seine Ankunft durch die erste Strophe eines Ritornells anzukündigen.

Marcantonia merkte von der Wandlung, die sich allmählich mit ihrem Manne vollzog, nicht das mindeste, lebte in aller Dumpfheit gelassen weiter, ohne Leidenschaft und ohne Wunsch. Sie hielt den Turm in guter Ordnung, kochte die wenigen Gerichte, die sie zu bereiten wußte, leidlich schmackhaft, fand jeden Tag etwas zum Waschen, wurde mit jedem Tage schweigsamer. Dann kam eine Zeit, wo sie wieder sang — als sie im Frühling ihrem Manne ein Kind gebar. Es war ein prächtiger Knabe.

Sechstes Kapitel.

Der kleine Silvio lief bereits auf starken Füßen in dem alten Mauerwerk umher, kroch seinem Vater auf den Schoß, zauste kräftig seinen gewaltigen Bart und hielt den kleinen Mund keinen Augenblick still. Auch hatte das Kind das helle Lachen, welches seiner Mutter als Mädchen zu eigen gewesen. Diese war seit der Geburt des Knaben nur noch

der Schatten jener Marcantonia, deren Jugendkraft seiner Zeit alle Sinne Salvatores in Taumel versetzt hatte. In einem Alter von zwanzig Jahren fing sie bereits an, ein verblühtes Weib zu werden. Das Schicksal aller Frauen ihres Volkes, das Fieber, packte sie und ließ sie nicht wieder los. Ein zweites Kind wurde geboren, das schon nach wenigen Wochen starb, weil seine Mutter dem Säugling nicht genug Nahrung geben konnte. Marcantonia nahm den Tod des Kindes mit dem stumpfen Gleichmut hin, der ihr mehr und mehr zur Natur geworden. Trotzdem sie das kranke Kind, mehr als den Knaben, mit einer fast wilden Zärtlichkeit liebte und des Kindes Tod voraussah, betete sie weder um sein Leben, noch leistete sie der Madonna ein Gelübde, überzeugt, daß die Gottesmutter sich doch nicht daran kehren würde. Ihr beständiges Fiebern faßte sie als eine Sache auf, die sich von selbst verstand; niemals klagte sie. Häufig war sie so geschwächt, daß sie kaum zu gehen vermochte, sorgte jedoch für Mann, Kind und Haus in derselben Weise wie früher in ihren gesunden Tagen.

Längst war sie gewohnt, von ihrem Manne heftig angefahren, gescholten und mißhandelt zu werden, was sie geduldig ertrug, ohne dabei etwas andres zu denken, als daß es sein Recht sei, mit seinem Weibe nach Belieben zu verfahren, und ihre Pflicht, sich in alle seine Launen zu fügen. Aber niemals wäre ihr beigefallen, daß sie ihm zur Last werden oder daß er es jemals als eine Schmach empfinden könnte, sie zum Weibe genommen zu haben.

Eines Morgens wollte sich Salvatore zur „heiligen Insel“ hinüber begeben. Es war Frühling, die Zeit, wo aus Afrika die Wachteln zurückkehren und die Jagd auf diese Vögel, die sich nach der langen Meeresreise ermattet an der Küste niederlassen, viele Römer in die Wildnisse des lateinischen Sumpflandes führt. Salvatore nahm seine Büchse, hängte die Leinwandtasche um, rief seinen Hund und verließ den Turm. Längs dem Tiber ging er über die in voller

Blütenpracht stehende Steppe zu einer unmittelbar am Strom gelegenen Ruine, wo während der guten Jahreszeit ein Schiffer wohnte, der die Jäger und Vogelsteller über den Fluß setzt, nach der heiligen Insel hinüber, einer langen und schmalen Sandbank zwischen dem Tiber und dem Kanal von Fiumicino, deren Name von einem berühmten Heiligtum des Apollo herrührt und die seit Jahrhunderten nur noch von Ochsen und Büffeln bevölkert wird.

Jenseit des Flusses angelangt, machte Salvatore seine Waffe schußbereit und trat seinen Jagdgang an.

Das merkwürdige Eiland lag in tiefster Einsamkeit. Der silberhelle Flugsand hatte die Insel mit hohen, leuchtenden Hügelketten überflutet, die zum großen Teile von goldigen Immortellen, von weißen und purpurfarbigen Cistusrosen und blaublühendem Rosmarin bewachsen waren, so daß es aus der Ferne erschien, als wären prächtige Teppiche über die Dünen geworfen, während die Tiefen baumhoher Ginster, Mastix und Myrten und die schönen Pflanzen der Asphodelen füllten, unter deren Schutz Cyclamen und Meerlilien blühten.

Salvatore hatte Mühe, durch die Dickichte und die weichen, tiefen Sandwellen bis zu einer Stelle vorzudringen, wo nach dem Meere zu die Wildnis sich lichtete. Hier dauerte es nicht lange, und seine Tasche war mit Wachteln gefüllt. Gerade als er heimkehren wollte, begannen von allen Seiten die Schüsse zu fallen; in der Luft schwirrte es von aufgescheuchten, geängstigten Vögeln; die in der Nähe des Strandes ruhenden Ochsen erhoben sich schwerfällig und zogen sich in das Buschwerk zurück.

Vorsichtig die Stellen vermeidend, an denen er Jäger oder Vogelfänger vermutete, machte sich Salvatore auf den Weg. Aber ein tückischer Zufall wollte, daß er seinem Schicksal gerade in die Arme lief.

Denn plötzlich vernahm er ganz in seiner Nähe fröhliche Stimmen, Gelächter und laute Zurufe. Salvatore

blieb stehen, er befand sich in einer Betroffenheit, als hätte er etwas durchaus Ungewöhnliches vernommen. Und etwas Ungewöhnliches war es auch, an diesem Ort, mitten in der Wüstenei der heiligen Insel, Frauen zu begegnen, und zwar nicht Frauen aus dem Volk, sondern, den Stimmen nach zu urteilen, Damen, jungen, fröhlichen, vielleicht schönen und reizenden Damen.

Die Versuchung, zu bleiben und zu spähen, war zu mächtig für den Mann, der seit vielen Jahren keine solchen Stimmen vernommen hatte. Sie klangen dem verwilderten Gatten Marcantonias wie Stimmen aus einer andern Welt, einer Welt, der auch er einst angehört hatte und bei deren Klang ihn plötzlich, wie auf Zauberschlag, alle jene Gebilde und Gestalten umgaukelten, die er hatte verlassen müssen. Leise rief er Garibaldi zurück, der lauschend stehen geblieben war und jetzt bellend vorstürzen wollte; behutsam bog er die Zweige auseinander und sah: Vor ihm lag, unmittelbar unter einer hohen Düne, eine Lichtung, welche soeben von einer Gesellschaft von Damen und Herren betreten wurde. Die letzteren trugen das Kostüm römischer Vogeljäger: einen grauen Leinenanzug, hohe Gamaschen von braunem Leder, helle, breitkrämpige Hüte; doch verriet der kokette Schnitt die unverfälschte Jeunesse dorée. Die Damen waren in bunten Toiletten, welche sich für das elegante Viareggio oder das vornehme Livorno besser geeignet hätten als für die wilde Küste des alten Latium. Salvatore, der wie gebannt hinblickte, sah die zierlichsten Sonnenschirme und Hüte, die sicher den Stempel einer Pariser Firma trugen. Um die Gesichtszüge der einzelnen erkennen zu können, befand sich die Gesellschaft zu weit von ihm entfernt; ihm aber war es, als spürte er den Duft der feinen Welt bis herüber in sein Myrtengebüsch. Seltsam beklommen ward ihm zu Mute. Am liebsten wäre er entwichen. Dennoch blieb er.

In einiger Entfernung folgten mehrere Diener, beladen

mit bepackten Körben und kleinen Säcken für die erbeuteten Wachteln. Denn auch diese eleganten Leute wollten sich an der Vogeljagd vergnügen, und es waren bereits tags zuvor die für diesen Sport nötigen Vorbereitungen getroffen worden.

Längs der Düne waren hohe Stangen aufgesteckt und dazwischen Netze gezogen, in deren Maschen die dagegen flatternden, vom Fluge übers Meer ermatteten Wachteln hängen blieben. Ein Teil der gefangenen Vögel würgte sich selbst, die meisten aber lebten noch. Die Damen kreischten beim Erblicken der reichen Beute vor Entzücken laut auf, warfen Fächer und Schirme fort, nahmen ihre Kleider in die Höhe und erkletterten mit Hilfe der Herren unter Jubel und Lachen die steile Düne, woselbst die Diener die Stangen aus dem Sande zogen und vorsichtig die Netze mit den zappelnden Vögeln herabließen. Und nun begann das Vergnügen. Die Thätigkeit der Herren bei diesem Sport beschränkte sich darauf, die Vögel aus den Maschen zu lösen. Was bereits tot war, wurde achtlos beiseite geworfen, die lebenden Wachteln jedoch den Damen übergeben, welche, zierlich behandschuht, die Köpfchen der hübschen Vögel sorgfältig für die Hinrichtung zurechtlegten, sodann mit einem Druck des Daumens die Hirnschale auf das anmutigste eindrückten.

Bald entstand unter den Schönen ein Wettstreit, wer in kürzester Frist die meisten Vögel umzubringen vermöchte. Nicht schnell genug für den Eifer des zarten Geschlechtes konnten die Herren die Vögel darreichen; die Diener mußten helfen, und manche reizende Hand riß die Opfer selbst aus der Schlinge. Es war ein herrliches Vergnügen! Die Wangen glühten; sie jauchzten und schrieen vor Mordlust. Salvatore stand und blickte mit leuchtenden Augen zu den lebhaft bewegten jugendlichen Gestalten der mordenden Römerinnen hinüber.

Hätte er dabei sein können!

Plötzlich bekam er einen gewaltigen Schrecken. Eine der Schönen, und zwar gerade diejenige, welche ihm gleich anfangs am meisten aufgefallen war — ihr Haar leuchtete in einem rötlichen Gold, sie trug den prächtigsten Hut, die längsten Handschuhe, ein Kleid, als wollte sie auf den Ball gehen — wurde von den Herren am eifrigsten mit Material versorgt, kreischte am lautesten und zeigte die wildeste Mordgier. Diese überaus stattliche und pomphafte Dame hatte das Unglück, einer Wachtel den Schädel nicht ganz einzudrücken, so daß das Tier, als sie es fortwarf, mit den letzten Kräften noch einmal aufflatterte, gerade auf das Buschwerk zu, hinter dem Salvatore stand. Die schöne Jägerin wollte keinen Vogel lebendig ihren Händen entkommen lassen und lief dem Flüchtling nach, vielleicht um den Beweis zu liefern, daß sie trotz ihrer eingezwängten Taille, der engen Röcke und hohen Absätze im stande war, wie ein „Reh" durch den Sand zu eilen. Die andern waren zu sehr mit ihrem Jagdvergnügen beschäftigt, um auf die kleine Episode sonderlich zu achten; nur einer der Herren wollte der Schönen nach, wurde indessen von den Damen einmütig zurückgehalten. So geschah es, daß die Schöne, die Gebüsche durchdringend, sich plötzlich einem Manne gegenüber befand, der das Aussehen eines Banditen hatte und der sie mit einem Blicke anstarrte, als ob er sie sogleich in die Macchie schleppen wollte. Aber der Schrei erstarb auf ihren Lippen, als sie sich von dem vermeintlichen Briganten bei ihrem Namen angerufen hörte: „Lucia!"

Trotz ihres gefärbten Haares, der stark gepuderten Wangen, der ummalten Augen und üppig gewordenen Gestalt hatte er sie sogleich erkannt, und trotz aller jener Zusätze fand er die einstmals Geliebte noch immer ein herrliches Weib, um derentwillen er zum zweitenmal hätte einen Mord begehen können.

Aber sie erkannte ihn nicht wieder. Mit fast erstickter Stimme rief er ihren Namen von neuem.

„Lucia! O Lucia!“

Er wäre ihr am liebsten zu Füßen gestürzt, hätte sie am liebsten an sich gerissen; aber er wagte es nicht. Er kam sich so verwildert, so verkommen, ihrer so unwürdig vor; sie erschien ihm so hoch über ihm stehend, so unerreichbar, daß er vor Jammer zu vergehen meinte.

„Salvatore!“

Sie erblaßte unter ihrem Puder und machte eine Bewegung, als ob sie fliehen wollte. Aber Salvatore vertrat ihr den Weg. Er stammelte: „Du willst fort? Nach acht Jahren sehen wir uns wieder, und du willst fort?“

Sie nahm eine Pose an und rief pathetisch: „Was wollt Ihr von mir?“

„Was ich von dir will?“

Sie streckte den Arm aus.

„Wir sind einander fremd geworden, wir haben nichts mehr miteinander gemein.“

„Ich habe um deinetwillen einen Mord begangen.“

Sie schauderte. Er, mit fast erstickter Stimme, fuhr fort: „Ich habe um deinetwillen mein Leben zerstört; ich habe um deinetwillen Not und Entbehrung getragen, soviel ein Mensch ertragen kann; ich habe um deinetwillen gelebt beinahe wie ein wildes Tier — —“

Sie murmelte: „Unglücklicher!“

Salvatore stand vor ihr und wendete kein Auge von ihr ab; aber auch die Dame, die ihren ersten Schrecken überwunden hatte, sah ihn an. Es war jedoch nicht die Erkenntnis, daß sie diesem Manne noch immer eine sinnlose Leidenschaft einflößte, daß sie in seinen Augen immer noch jung und schön war, die sie mit einer plötzlich erwachenden lebhaften Teilnahme für ihren ehemaligen Liebhaber erfüllte; sie ließ ihre Augen langsam und forschend über seine Gestalt hingleiten, welche durch das lange Leben fern von aller Kultur etwas Ungeschlachtes und Brutales angenommen hatte, und obgleich sie erkannte, daß diese Verwilderung sich nicht

allein auf das Aeußere des Mannes erstreckte, flüsterte sie, ihm die Hand reichend: „Um meinetwillen hast du gelitten?“

Mit einem Aufstöhnen, welches den ganzen Mann erschütterte, warf sich Salvatore vor der modernen Circe nieder, ergriff die ihm gnädig dargereichte parfümierte Hand, preßte sie an seine Lippen, stammelte wirre Laute, seufzte, schluchzte.

Als er sich wieder notdürftig beruhigt hatte, begann die Dame im Konversationstone: „Aber wie du mich erschreckt hast! Bist du auch auf der Wachteljagd? Welch ein Zufall! Du ließest ja niemals etwas von dir hören. Ich dachte so oft: einmal könnte er dir doch schreiben. Das hättest du wirklich gekonnt. Wußtest du denn nicht, daß ich wieder in Rom bin? Im Teatro Valle! Wir spielen schon seit Ende Karneval. Hast du mich eigentlich schon als Kameliendame gesehen? Alle Welt findet mich darin ebenso gut wie die Marini; Fürst Gaëtano sah in Paris die Sarah Bernhardt als Margherita und ist der Meinung, ich könnte es mit ihr aufnehmen. Meine Toiletten sind prachtvoll. — — Wie du aussiehst! Weißt du, daß ich dich für einen Briganten hielt? Der wilde Bart steht dir übrigens vortrefflich; aber ehe du zu mir kommst, mußt du ihn dir abnehmen lassen.“

Salvatore hatte sich auf seine Lage besonnen und sagte: „Ich werde nicht zu dir kommen.“

Sie warf ihm einen ihrer siegreichsten Blicke zu: „Bist du noch immer eifersüchtig? Das mußt du dir abgewöhnen, wenn wir wieder gute Freunde werden sollen. Aber meine Gesellschaft wird gar nicht wissen, wo ich so lange bleibe. Kennst du die Herren? Fürst Orsini ist dabei und der junge Marchese Muti. Die andern sind Kollegen. Wir amüsieren uns herrlich. Ich möchte dich meinen Freunden vorstellen. Was soll ich ihnen sagen? Denn wenn ich dich recht verstanden habe, mußt du dich wegen jener Angelegenheit immer noch verborgen halten.“

„Noch immer."

„Wie machst du es nur?"

„Wie soll ich es machen? Ich führe den Namen Baldassare Leste und lebe hier als Strandwächter."

„Hier lebst du?"

„In Torre San Michele bei Ostia."

„In diesen Sümpfen?"

„Nun ja."

„Und du bist noch nicht umgekommen?"

„Noch nicht."

Sie murmelte wieder: „Du Armer!" Dann erkundigte sie sich: „Und wer ist bei dir?"

Salvatore zuckte die Achseln; die Dame rief: „Du bist allein in dieser furchtbaren Einsamkeit?"

„Salvatore stieß hervor: „Ich sagte dir, daß ich ein Leben führe wie eine Bestie."

„Und du fürchtest dich nicht, entdeckt zu werden?"

„Ich habe es oft gewünscht; oft war ich nahe daran, nach Rom zu gehen und mich auszuliefern."

„Das wäre dumm gewesen." Sie dachte nach: „Weißt du, ich werde mich deiner annehmen; ich habe gute Freunde in Rom."

„Das glaube ich."

„Im Ernst: du dauerst mich. Du mußt wieder nach Rom kommen, du mußt mich wieder besuchen, du mußt mich wieder im Theater bewundern, du mußt wieder mein Freund sein. Ich habe dich nämlich sehr lieb gehabt."

„Lucia!"

Es war ein erstickter Aufschrei. Lucia lächelte.

„Du mußt aber thun, was ich dir sage."

„Alles will ich thun, nur daß ich dich wiedersehen darf."

„Das sollst du — wenn du vernünftig bist."

„Toll bin ich! Du hast mich von neuem toll gemacht."

Sie lachte.

„Findest du nicht, daß ich mich sehr verändert habe?"

„Ich erkannte dich gleich wieder. Du warst niemals schöner."

„Lernt man in der Wildnis das Schmeicheln?"

„O Lucia — —"

„Ich will dir glauben. — Jetzt gehst du mit mir zur Gesellschaft."

„Wie kann ich das?"

„Laß mich nur machen."

„Nein, nein."

Sie neigte sich zu ihm. Er atmete den Duft ein, der ihrem gefärbten Haar entströmte, und es war ihm, als legte sich ein Nebel vor seine Augen.

Dann gingen sie.

Siebentes Kapitel.

Salvatore klopfte das Herz, als er mit seiner Begleiterin aus der Macchie trat und auf die lustige Gesellschaft zuschritt, die ihn für einen Vogeljäger hielt und sich nicht weiter um ihn kümmerte. Es war seit langer Zeit zum erstenmal, daß er mit Bewohnern einer Welt in Berührung kommen sollte, zu denen auch er einst gehört hatte. Lucia schien die Empfindung ihres ehemaligen Liebhabers zu ahnen. Sie sagte: „Sei ohne Sorge und lasse mich nur machen. Unter welchem Namen lebst du in dieser abscheulichen Wildnis?"

„Als Baldassare Leste."

„Und du wohnst bei Ostia im Turm von San Michele? Als nautischer Beobachter oder so etwas, nicht wahr? Prächtig! Kein Mensch soll dahinterkommen. Still! Da sind sie."

Noch in einiger Entfernung von der Gesellschaft stellte Lucia ihren Freunden Salvatore bereits vor.

„Denkt euch, wen ich hier bringe! Einen Jugendfreund von mir, Baldassare Leste. Wir haben als Kinder zusammen gespielt. Ist es nicht merkwürdig? Ich laufe einer Wachtel nach und finde einen alten Kameraden! Stellt euch vor, er ist ein Menschenfeind. Da lebt er nun in dieser Wildnis, der Arme, schießt Wachteln, ißt Büffelkäse und wohnt mutterseelenallein in einem alten Römerturm. Seid recht nett mit ihm, Kinder. Und nun wollen wir frühstücken, ich habe gräßlichen Hunger."

Sie waren denn auch alle „recht nett" mit ihm; die Damen fanden in ihm einen schönen Mann, und auch auf die Herren machte er einen vorteilhaften Eindruck. Der Marchese schüttelte ihm die Hand, und selbst der Fürst behandelte den Bewohner von Torre San Michele ohne Herablassung. Die Diener der beiden vornehmen Herren trugen die Körbe an den Strand, packten aus und ordneten die Colazione. Unterdessen zählten die Damen die erlegten Wachteln. Die „Naive" war so glücklich, die meisten Vogelleichen aufweisen zu können; Signora Lucia schmollte mit Salvatore, der Schuld trug, daß sie mit der Zahl ihrer Opfer in bedeutendem Rückstande geblieben war.

Darauf lagerte man sich hinter der Düne in dem weichen Meersande, angesichts der leuchtenden, tiefblauen Flut, auf der die Wogenketten funkelnde Schaumkronen emporwarfen. Salvatore saß zwischen der Tragödin und der Naiven — einem mageren, bleichsüchtigen Geschöpfe mit schwermütigen Augen. Mehr und mehr geriet er in eine wunderliche Stimmung. Die elegante Gesellschaft, die leichten, fast freien Manieren, das zwanglose, beinahe frivole Geschwätz, der Patschuliduft, die leckeren Gerichte und schweren Weine, selbst der leuchtende, heiße Tag und der Wohlgeruch, der von allen Sträuchern und Blumen ausging, trugen dazu bei, Salvatores Sinne zu berauschen. Zuerst nur darauf bedacht,

eine möglichst gute Haltung zu zeigen, nahm seine Gezwungenheit jeden Augenblick ab, bis seine Erregung ihn über allen Zwang hinweghob. Er begann von seinem Leben in der Wildnis zu erzählen und that es so vortrefflich, daß die Gesellschaft still wurde und ihm zuhörte. Das ermutigte ihn; es dauerte nicht lange, so war sein Benehmen so frei, als hätte er in den letzten sechs Jahren dieselbe Lebensweise wie der Fürst und der Marchese geführt: im Corso, auf dem Pincio, auf der Piazza Colonna und bei Morteo, im Teatro Apollo und Teatro Valle, und nach der Oper und dem Ballett in mehr oder weniger interessanter Gesellschaft. Einige der Damen, die sämtlich der Truppe Belotti-Bon angehörten, waren jung und hübsch und wirklich liebenswürdig; aber sowohl für die Herren, die nicht vom Theater waren, wie für die Schauspieler nahm die stark verblühte Signora Lucia unbestritten den ersten Rang ein. Was Salvatore anbetraf, so hatte er kein Auge für die gefärbten Haare, die geschminkten Wangen und bemalten Wimpern; mit ihrer geschnürten Taille, ihrem lächerlichen Hut und ihrer unmotivierten Ballrobe kam die Schöne ihm noch ebenso herrlich vor wie an jenem Tage, an dem er sie zum erstenmal gesehen hatte. Plötzlich fuhr er zusammen; Lucia hatte gesagt: „Was meint ihr, wenn wir unserm Herrn Einsiedler in seinem Turm einen Besuch abstatteten?"

Der Vorschlag wurde lebhaft applaudiert.

„Seht doch, was für ein Gesicht der Herr Einsiedler zu unserm menschenfreundlichen Vorschlage macht!" rief die Naive.

Und Marcantonia — — war Salvatores erster Gedanke, und er fühlte plötzlich, daß er das Weib haßte. Er konnte sie diesen Menschen doch unmöglich als sein Weib vorstellen. Dennoch machte er keinerlei Einwendungen, sondern erklärte sich bereit, die Gesellschaft nach San Michele zu führen: Niemand würde auf den Gedanken kommen, daß dieses halbwilde Geschöpf sein Weib sein könnte; er brauchte nur zu schweigen.

Lucia schwatzte: „Wir hoffen eine Höhle zu finden, in der Ihr zusammen mit Vipern und Skorpionen wohnt; sehr höflich wäre es von Euch, uns mit Wolfsgeheul empfangen zu lassen. Was würdet Ihr sagen, wenn wir uns in den Kopf gesetzt hätten, bei Euch zu speisen? Ich wünsche Euren Büffelkäse zu kosten und die Bekanntschaft von Oelsuppe zu machen. Gewiß könnt Ihr Euren Gästen Ricotto backen. Nehmt Euch in acht! Sollten wir den geringsten Komfort bei Euch entdecken, so sind wir enttäuscht."

Damit hing sie sich an Salvatores Arm. Die Diener wurden mit den Sachen und der Jagdbeute nach Fiumicino zurückgeschickt; in heiterster Laune folgte die kleine Gesellschaft ihrem Führer durch das wilde Eiland.

Achtes Kapitel.

Marcantonia brachte den Morgen in gewohnter Weise zu, alle Arbeit des Hauses verrichtend. Dann fiel ihr ein, daß es Sonntag sei. Sie ging zur Cisterne und wusch sich, wobei der kleine Silvio zu den Füßen der Mutter im Sande kauerte und mit Muscheln spielte. Nachdem sie ihr prächtiges Haar gekämmt und wieder aufgesteckt hatte, verbarg sie die Last von Zöpfen unter dem Schleiertuch, legte ihr Festgewand an und vervollständigte ihren Putz, indem sie sich die schwere goldne Kette umband. Nun rief sie den Knaben, machte auch diesen nach besten Kräften etwas feiertäglich, nahm darauf die Spindel, setzte sich vor die Thür auf einen der antiken Opfersteine und begann ihre Fäden abzuspinnen. Silvio ersann sich ein neues Spiel. Er lief fort, riß überall Blumen ab, schleppte mit vollen Armen herbei und türmte die Blüten rings um seine Mutter auf.

In ihrer dumpfen, schwerfälligen Weise dachte Marcantonia, dem Spiele ihres Sohnes zuschauend: Vier Jahre

ist er nun. Der wird einmal so stark wie sein Vater. Zum Winter muß er ein neues Röcklein bekommen. Hätte ich nur einen Stuhl, damit ich das Zeug selbst weben könnte! Die Fischerweiber in Fiumicino drüben nehmen sechs Paoli für die Canna. Nächstens muß ich hin und ihnen Garn bringen. Wir haben auch kein Mehl mehr, das Oel geht aus, und für Salvatore muß ich Wein und Maccaroni holen. — — Warum wir uns wohl aus den Salinen kein Salz nehmen dürfen? Das Salz gibt das Meer, und das Meer gehört niemand. Salvatore meint auch, daß ich das Salz aus der Saline holen könnte. — — Heute bleibt er lange aus. Vielleicht ist er nach Portus zu den Hirten gegangen, um Käse zu kaufen und Ricotto. Wenn er kommt, brate ich ihm von den Wachteln; Fische sind auch da . . .

Der Faden war ihr gerissen. Marcantonia knüpfte das Gespinst zusammen; die Hände zitterten ihr, kalte Schauer überliefen sie, sie sank mit dem Kopfe gegen die Mauer.

Heute habe ich wieder starkes Fieber. Wäre das Chinin nur nicht so teuer! Aber Salvatore meint auch, es hälfe nichts. Nun, er muß es wissen. Ich will ihn bitten, nach Crocetta zu gehen und sich von den Mönchen Blätter von den Fieberbäumen geben zu lassen. Die koche ich dann. — — Wenn nur Silvio nicht das Fieber bekommt! Hälfe es etwas, so würde ich der schwarzen Madonna in Genazzano ein Schleiertuch geloben. Leinwand habe ich, und die Spitzen könnte ich im Winter selbst machen. Aber es hilft nichts; der arme Francesco hat auch sterben müssen. Vielleicht sterbe ich diesen Sommer, wenn die anderen nach Ariccia gehen. Was thut's? Dagegen läßt sich nichts machen . . .

Sie richtete sich auf, griff wieder zur Spindel, spann und schaute stumpfen Sinnes geradeaus, wo vor ihr, jenseits der ungeheuren Weite, in leuchtender Ferne die Sabinerberge aufragten. Aber sie dachte sich nichts bei dem Anblick der Heimat.

Plötzlich hörte sie den Knaben rufen: „Der Vater.“

Marcantonia sah auf und erblickte ihren Mann, von Ostia herkommend. Er kam nicht allein. Nun war die Sabinerin noch niemals in einer Stadt gewesen, hatte also noch niemals Damen in solchen Kostümen, mit solchen Hüten gesehen, nur Salvatore davon erzählen hören, ohne sich indessen einen Begriff von diesen Wesen machen zu können. Und jetzt kam ihr Mann mit den Fremden nach dem Turm. Marcantonio hörte sie sprechen und lachen.

Der Knabe warf die Blumen fort und lief dem Vater entgegen; aber die Sache ward ihm unheimlich. Er blieb stehen, da rief ihn seine Mutter; und er machte, daß er zu ihr kam, die gelassen zu spinnen fortfuhr, bis zu den Knieen in Blumen steckend.

Lucia erblickte die Sabinerin zuerst. Ihr Lorgnon nehmend, rief sie: „Eine Campagnolin! Madonna, welch ein stolzes Geschöpf! Aber sie ist gewiß entsetzlich schmutzig. Und was für ein allerliebstes Kind! Ist es ein Mädchen oder ein Knabe? Wir dachten, Ihr haustet ganz allein in der Einsamkeit und wäret ein Weiberfeind. Das nenne ich eine Ueberraschung!“

Und die Tragödin lachte herzlich.

Salvatore runzelte die Stirne. Der Fürst, Marcantonia musternd, meinte: „Sie muß sehr schön gewesen sein.“

„Jedenfalls ist das Kind entzückend,“ erklärte Lucia pathetisch. „Komm her, du!“

Und sie lockte den Knaben, wie sie einen scheuen Hund gelockt haben würde; aber Marcantonia gebot ihm leise, bei ihr zu bleiben. Auch jetzt erhob sie sich nicht, grüßte niemand und ließ sich im Spinnen nicht stören. Erst als ihr Mann mit rauher Stimme sie anrief, schaute sie wieder auf. Im sabinischen Dialekt, in dem er sonst nie mit ihr redete, sagte Salvatore: „Das sind Fremde, die den Turm sehen wollen; du brauchst aber nicht mitzugehen. Nachher bereite etwas zum Essen. Die Wachteln brate am Spieß und backe

Ricotto; die Frauen möchten auch eine heiße Pizza haben. Sorge dafür, daß alles gut ist, hörst du!“

Marcantonia gab keine Antwort, auch nicht als Lucia sie ansprach; sie starrte mit ihren finsteren, mächtigen Augen feindselig die Fremden an. Salvatore hatte seine Fassung wiedergewonnen und lud die Gesellschaft in ritterlicher Haltung ein, seine Behausung in Augenschein zu nehmen, seine Gäste bittend, bei der Besichtigung des alten Gemäuers mit der Freude vorlieb zu nehmen, die ihm durch diesen Besuch bereitet würde — es sei für ihn seit vielen Jahren der erste Festtag.

Salvatores Burg erntete reiches Lob. Der Fürst und der Marchese dachten an die Jagdfreuden, die ein solcher Aufenthalt gewährte; die Schauspieler rühmten die Aussicht über Land und Meer, und die Damen begeisterten sich für die Romantik der Stätte. Lucia bewunderte sogar die Risse im Mauerwerk, die Unebenheiten des Fußbodens und was sonst an Verfallenem und Ruinenhaftem vorhanden war. Sie wußte es einzurichten, daß Salvatore mit ihr zurückblieb; ihre Hand auf seinen Arm legend, raunte sie ihm zu: „Wie heißt sie?“

„Wer?“

„Jenes Weib.“

„Marcantonia.“

„Sie ist schon lange bei dir?“

„Schon lange.“

„Du hast sie verführt?“

„Nein.“

„So ist es ein gemeines Geschöpf?“

„Durchaus nicht.“

„Sie lebt aber doch bei dir?“

„Allerdings.“

„Ich glaube gar, du liebst sie?“

„Sieh sie doch an.“

„Sie war einmal schön?“

„Das war sie."

„Warum schickst du sie nicht fort?"

„Ich kann nicht."

„Des Kindes wegen?"

„Ja."

„Es ist also dein Sohn?"

„Er ist es."

„Was soll aus dem Kinde werden in dieser Wildnis?"

„Das weiß ich nicht."

„Du mußt mir das Kind nach Rom bringen."

„Wie kann ich das?"

„Ich muß dich wiedersehen, und zwar bald, denn ich habe ein Unrecht an dir gutzumachen. Aber jetzt solltest du sie wirklich fortschicken, nun du mich wiedergefunden hast. Wann kommst du?"

„Morgen."

Nach Besichtigung des Turmes führte Salvatore seine Gäste wieder hinaus. Man kam überein, die heiße Zeit im Schatten des alten Gemäuers zuzubringen und in der Abendkühle aufzubrechen, nach Portus, wohin der Fürst die Wagen bestellt hatte.

Salvatore war zu Marcantonia getreten, die noch immer regungslos vor der Thür saß; mit unterdrückter Stimme herrschte er sie an: „Was hockst du noch immer da? Geh hinein und besorge das Essen."

Langsam erhob sich Marcantonia aus den Blumen, die ihr Knabe um sie geschüttet hatte. Der Marchese bemerkte: „Die arme Person scheint das Fieber zu haben."

Salvatore versetzte: „Sie ist daran gewöhnt. — — Was ist dir?"

Alle sahen auf sie. Sie stand da, mit einem Ausdruck im Gesichte, auf Lucia schauend, daß alle erschraken. Die Schöne hatte sich zu dem Kinde hingekauert, ihm ein Goldstück geschenkt und es zärtlich an sich gedrückt. Im nächsten Augenblick stürzte Marcantonia vor, entriß der Fremden das

Kind, warf das Goldstück fort und ging mit ihrem Sohne, ohne die Tragödin eines Blickes zu würdigen, gemessenen Schrittes, mit der Haltung einer beleidigten Königin ins Haus.

„Was habe ich dem Weibe gethan?" rief Lucia empört.

Der Fürst versuchte durch einen Scherz über die peinliche Situation hinwegzuhelfen.

„Das kommt davon, wenn man einer Tigerin ihr Junges nehmen will."

„Wer wollte ihr das Kind nehmen? Aber Sie haben recht, Fürst, diese Art von Geschöpfen sind wahre Bestien."

Salvatore trat auf die vor Wut zitternde Dame zu und sagte mit fester Stimme: „Vergebt die Kränkung, Signora. Marcantonia wird Euch Abbitte thun und Euch das Kind zurückbringen. Uebrigens ist die Mutter dieses Kindes mein Weib."

Neuntes Kapitel.

Es gelang Salvatore bald wieder, einen leichten Ton in die Gesellschaft zu bringen; er entwickelte so viel Ritterlichkeit gegen die Damen, benahm sich gegen die Herren so ungezwungen, daß in kurzem die kleine seltsame Episode vergessen war. Der Fürst wetteiferte in Liebenswürdigkeit mit dem Marchese; nur ein aufmerksamer Beobachter würde bemerkt haben, daß das Benehmen der beiden vornehmen Herren gegen Salvatore nicht mehr höflich, sondern leutselig war. Was Lucia anbetraf, so schien sie noch im Zweifel, welcher Charakter der Situation am angemessensten wäre, und ob sie die sabinische Ehefrau ihres einstigen Liebhabers tragisch oder komisch nehmen sollte.

Die Gesellschaft hatte sich gelagert. Es war ein schöner Platz, von dem aus man das Ruinenfeld des alten Ostia

und ein gewaltiges Stück der Steppe bis zu den Volskerbergen überblickte. Nach einer Weile suchte Salvatore Marcantonia auf, die er beschäftigt fand, die Wachteln zu rupfen. Ihr Gesicht hatte wieder seinen gewöhnlichen apathischen Ausdruck, aber ihre Augen brannten im Fieberglanze. Der Knabe war nicht bei ihr.

„Wo ist Silvio?"

„Ich sperrte ihn ein."

„Warum?"

„Er wollte zu der fremden Frau, die ihm den goldnen Scudo geschenkt hatte."

„Und das soll er nicht?"

„Nein."

„Wenn ich aber will, daß er zu der fremden Frau geht?"

Marcantonia murmelte: „Was will er bei der fremden Frau? Was hat die fremde Frau dem Kinde einen goldnen Paol zu schenken? Er ist nicht ihr Kind."

„Wenn die Mutter des Kindes eine Bestie ist, so nehme ich es ihr fort und schenke das Kind der fremden Frau. Verstehst du mich?"

Aber sie verstand ihn nicht. Wie sollte sie das verstehen: ihr Mann wollte ihr das Kind nehmen und es der Fremden geben — —

Salvatore stand und betrachtete die Frau, welche er vor den andern sein Weib genannt hatte, voller Feindseligkeit. Durch sein Bekenntnis, daß er mit dieser Frau verbunden sei, fühlte er sich unwiderruflich von ihr geschieden. Er gebot Marcantonia, das Kind zu holen.

Aber sie blieb sitzen.

„Hörst du nicht?"

„Weshalb soll ich es holen?"

„Das will ich dir sagen. Du wirst den Knaben zu der fremden Frau bringen und sie um Verzeihung bitten."

Marcantonia regte sich nicht.

Das Blut schoß Salvatore so heftig zu Kopfe, daß er die Augen schließen mußte. Zugleich erhob er den Arm und schlug blindlings zu. Marcantonia that keinen Laut, sank mit dem Kopf an die Wand, erholte sich indessen bald und fuhr fort, die Wachteln zu rupfen. Aber sie holte den Knaben nicht.

Das that Salvatore. Er fand ihn halbtot vor Angst in dem ehemaligen Verließ des Turmes, beruhigte ihn und trug ihn, an seiner Mutter vorbei, hinaus zu Lucia, die den hübschen Kleinen mit einem Freudenschrei empfing und auf das zärtlichste liebkoste, was der kleine Wildling sich unter zeitweiligem Aufschluchzen gnädig gefallen ließ. Salvatore stand daneben und sagte laut: „Marcantonia wollte Ihnen den Knaben nicht bringen; sie ist eifersüchtig auf Sie, und wahrlich nicht ohne Grund, denn das Kind liebt Sie schon jetzt."

Er fürchtete, Marcantonia würde trotzig sein und das Essen nicht bereiten; aber einer der Schauspieler ging in den Turm und kam mit der Nachricht zurück, daß die Wachteln bereits an dem Spieße stäken, der Ricotto in der Pfanne briete und die Pizza auf dem heißen Stein büke. Nun ließen die Damen es sich nicht nehmen, aus Salvatores Wirtschaft zusammenzutragen, was sie an Schüsseln, Tellern, Gläsern und Bestecken auftreiben konnten — es war wenig genug.

Nur Lucia rührte sich nicht; sie war ganz vernarrt in das Kind, welches allmählich zutraulich ward. Dann erschien Marcantonia, das Schleiertuch tief in der Stirne, damit man die Spur des Schlages nicht sehen sollte; sie brachte an dem Spieß die Wachteln, die sorgfältig mit Speck umbunden waren, auf einem hölzernen Teller den gebackenen Ricotto und die köstlich duftenden heißen Oelkuchen. Man empfing sie mit freudigen Zurufen, die sie gar nicht zu hören schien; dann brachte sie Brot und Wein. Silvio lief ihr nach, aber sie würdigte den Knaben keines Blickes. Salvatore setzte ihn zwischen sich und Lucia, die ihren Triumph vor der Mutter

nicht verbergen konnte. Diese veränderte keine Miene, stellte alles zurecht und begab sich ins Haus zurück.

Als später die Gäste aufbrachen, waren einige so höflich, in den Turm zu gehen, um der Hausfrau Lebewohl zu sagen. Sie fanden die Sabinerin am Herde kauernd und wie ein Steinbild vor sich hinstarrend.

Salvatore und der Knabe begleiteten die Gesellschaft bis zu der Stelle am Tiberufer, wo ein Fischer aus Fiumicino mit einem Nachen die Gesellschaft erwartete. Bevor man sich trennte, fand Lucia Gelegenheit zu einem letzten Zwiegespräch mit Salvatore: „Das war dumm von dir.“

„Was meinst du?“

„Vor allen zu sagen, daß dieses wilde Geschöpf deine Frau sei.“

„Aber sie ist es doch.“

„Wie war das möglich?“

„Sie war schön und ich kam um in der Einsamkeit.“

„Deshalb hättest du sie doch nicht zu heiraten brauchen.“

„Sie war tugendhaft.“

„Unsinn!“

„Also morgen komme ich.“

„Richtig, das wollte ich dir noch sagen — —“

„Was?“

„Komme morgen lieber nicht.“

„Sondern?“

„Erst morgen in acht Tagen.“

„Lucia!“

„Ich kann dich nicht eher sehen.“

„Warum nicht?“

„Quäle mich nicht.“

„Ich werde erst morgen in acht Tagen kommen.“

„So ist's recht. Bringe das Kind mit.“

„Das Kind bleibt zu Hause.“

„Nun, wir werden sehen.“

Mit einem großen Aufwande von Zärtlichkeit nahm

Lucia Abschied von dem Knaben. Der Fürst und der Marchese unterließen es diesmal, Salvatore die Hand zu reichen.

Auf dem Heimwege mußte Salvatore seinen müden Sohn tragen.

„Gefällt dir die fremde Frau?“ fragte er ihn.

„Sie hat mir einen blanken Scudo geschenkt.“

„Willst du wieder zu ihr?“

„Schenkt sie mir wieder einen blanken Scudo?“

„Wenn du sie recht lieb hast.“

„Aber die Mutter wird böse und schlägt mich.“

„Sie wird dich nicht mehr schlagen.“

„Kommt sie mit zu der fremden Frau?“

„Nein.“

Silvio bedachte sich eine Weile, dann meinte er: „Ich will keinen blanken Scudo mehr haben.“

Marcantonia empfing Vater und Sohn, als ob nichts vorgefallen wäre; als aber Silvio wie gewöhnlich auf ihren Schoß klettern wollte, stieß sie ihn mit einer Gebärde des Abscheus zurück.

Zehntes Kapitel.

Marcantonias Wesen gegen ihren Sohn blieb verwandelt; sie bekümmerte sich nur so viel um das Kind, als unumgänglich nötig war. Der Knabe wurde in wenigen Tagen scheu und furchtsam, verkroch sich vor der Mutter, die er aus großen, erstaunten Augen ansah, und flüchtete zum Vater, bei dem er eine fast leidenschaftliche Zärtlichkeit fand. Einmal fuhr Salvatore seine Frau wild an: „Was hat dir der Knabe gethan?“

Ruhig erwiderte die Mutter: „Lief er nicht gleich zu der fremden Frau? Ließ er sich nicht gleich von der fremden Frau liebkosen und einen goldnen Scudo schenken? Das Kind ist, wie du bist.“

Salvatore geriet in Wut.

„Es wäre kein Wunder, wenn wir beide von dir fortliefen.“

Aber diese Drohung wirkte nicht auf Marcantonia. Sie hatte wohl gehört, daß ein Bursche seine Verlobte verließ; doch daß ein Mann von seinem Weibe gehen könnte, war ihr etwas ganz Fremdes. Sie und Salvatore standen miteinander in der Kirche vor dem Priester, der sie eingesegnet hatte; da mußten sie nun fortan ihr Lebenlang zusammenbleiben.

Salvatore befand sich fast immer außer dem Hause. Was seine Thätigkeit auf dem Observatorium anbetraf, so war diese längst auf Marcantonia übergegangen, welche ihr Amt mit derselben Treue erfüllte, wie alle ihre übrigen Pflichten. Zwar ging Salvatore mit der Büchse und dem Hunde aus, aber anstatt zu jagen, trieb er sich zwecklos umher, lag stundenlang auf einer Düne oder in der Macchie, mit offenen Augen träumend: von Frauen aus einer andern Welt als seine schweigsame, fiebergelbe, stumpfe und verwelkte Sabinerin, von Damen mit Pariser Federhüten, Damen, die nach Patschuli dufteten und die Reize besaßen, um derentwillen ein Mann ohne Gewissensbisse einen Mord begehen konnte. Von solchen Bildern verfolgt und umgaukelt, versank Salvatore in dumpfes Brüten über sein verlorenes Leben, verloren, nicht weil er durch eine Blutthat, die ungesühnt geblieben, aufgehört hatte, ein Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft zu sein, sondern deshalb verloren, weil er der Mann einer Halbwilden geworden. Oder er brütete über das Leben, das einstmals vor ihm gelegen hatte: die schönste, beneidenswerteste, menschenwürdigste aller Existenzen: das Dasein eines römischen Müßiggängers und Tagediebes, der wundervolle Beruf eines gänzlich unnützen Menschen. Wie herrlich, jeden Morgen spät aufzustehen, sorgfältig Toilette zu machen, dann auszugehen und umherzuschlendern, im Café zu plaudern über

alles und nichts, für nichts ein wahres Interesse haben zu müssen, alles mit möglichst blasierten Augen anzusehen, der möglichst diskrete Freund einiger Frauen zu sein und der möglichst indiskrete Liebhaber irgend einer Dame, die gerade von sich reden machte. Um diese schöne Zukunft, für welche er den besten Anfang gemacht hatte, war er für alle Zeiten gekommen.

Und nun dieses Wiedersehen!

Leidenschaftliche Empfindungen, welche die Totenstille der Einsamkeit längst zum Schweigen gebracht hatte, heiße Wünsche, die durch das Leben in der Wildnis und der Unkultur längst erstickt waren, regten sich von neuem in Salvatores Seele, erfüllten den ganzen Menschen mit unbezwinglicher Begierde nach jenen Gütern und Freuden der Welt, denen er bereits entsagt hatte.

Endlich kam der Tag, an dem ihm von Lucia gestattet worden war, sie in Rom aufzusuchen. Wegen seiner Sicherheit war er unbesorgt. Sogar für den Fall, daß einer seiner ehemaligen Bekannten ihm begegnen sollte, konnte er sicher sein, so wenig erkannt zu werden, wie er von Lucia erkannt worden war. In seinem Anzuge aus ungebleichtem Linnen, mit seinem langen Barte würde man ihn für einen wohlhabenden Landmann oder Mercante di Campagna halten. Uebrigens konnte er sich jederzeit als Baldassare Leste und Beamter des Königs legitimieren.

Marcantonia sagte er, daß er eine Inspektion der Wachttürme an der Küste gegen Porto d'Anzio hin vornehmen wollte, welche Posten nur durch Strandwächter besetzt waren.

Eine Strecke weit ging Salvatore der Küste entlang, dann veränderte er die Richtung, schritt durch Sumpf, Macchie und Steppe nach Ostia hinüber, erreichte unweit Malafede die römische Landstraße und befand sich bei Anbruch der Dunkelheit in der Stadt.

Das Gewühl der Wagen, das Drängen der Fußgänger

und der Lärm des nächtlichen Straßentreibens versetzten ihn in fieberhafte Erregung. Am liebsten wäre er vor jedem Magazin, vor jedem Straßenverkäufer, an jeder Ecke stehen geblieben und hätte sich dem lange entbehrten Genusse großstädtischen Lebens überlassen. Alles war ihm neu, wunderbar und überraschend.

An einer Hausmauer in der Nähe des Forum Trajanum prangten mächtige bunte Plakate mit den Theateranzeigen. Beim Schein einer Laterne las Salvatore: Im Teatro Valle gab die Gesellschaft Belotti-Bon Nr. 7 die „Prinzessin Georges“ von Dumas. Prinzessin Georges — Signora Lucia . . . Der Name der Künstlerin war fett gedruckt. Salvatore stand und starrte auf die Buchstaben, bis er sich besann, daß das Theater um neun Uhr anfing. Er nahm also einen Wagen nach der Via della Valle, wo Lucia dem Theater gegenüber wohnte, und erfuhr von einem ältlichen, schmierigen Frauenzimmer, das ihn mißtrauisch musterte, daß die Signora ihn nach der Aufführung in ihrer Wohnung erwartete. Fünf Minuten später saß er auf einer der letzten Bänke im Parterre und sah seine ehemalige Freundin eine vornehme, tugendhafte und geistvolle Frau darstellen.

Nun war Signora Lucia weder eine Marini noch eine Duse, noch eine Pia Marchi; aber sie hatte diesen drei Künstlerinnen allerlei abgesehen. Ueberdies besaß sie Temperament. Ihre Toilette war nicht geschmackvoll, aber prächtig; ihr Spiel nicht charakteristisch, aber routiniert; vor allem behandelte sie den blitzschnellen Uebergang vom höchsten Affekt zum Pianissimo und zur statuarischen Ruhe mit einer solchen Virtuosität, daß das volle Haus in Jubel ausbrach, so oft die Dame dem Publikum den Gefallen that, das beliebte Kunststück zu machen. Am liebsten hätte man gesehen, wenn auf das tosende „Bis! Bis!“ die Handlung unterbrochen und die Bravourstelle wiederholt worden wäre.

Salvatore jubelte und jauchzte mit den übrigen. Er



war entzückt, Lucias Triumphe versetzten ihn in einen Taumel. Sie sah vortrefflich aus, um zehn Jahre jünger als am Tage des Wiedersehens, an dem sie ihrem verwilderten Liebhaber wie ein Gestirn erschienen. Er merkte sehr wohl, daß sie auch für andre ein begehrenswertes Weib war; besonders einige sehr jugendliche Exemplare der Jeunesse dorée verrieten starken Enthusiasmus. Salvatore fühlte es in sich wie Feuer; voller Wonne dachte er daran, daß er um dieser Frau willen einen von jenen umgebracht hatte, um sich gleich darauf durch die Vorstellung zu foltern, wie diese Frau, nachdem er um ihretwillen einen Mord begangen, andern gehört hatte. So kam es, daß Salvatore in den Zustand von Leidenschaft, Eifersucht und Wut geriet, dem er kurz vor der That verfallen gewesen und der ihn in der ersten Zeit nach seiner Flucht dem Wahnsinn nahe gebracht hatte.

Endlich war das Stück aus; das Publikum applaudierte frenetisch, das Haus leerte sich; Salvatore begab sich in eine nahe Liquorista, wo er stehenden Fußes einige Gläser Wermut hinunterstürzte und dann sogleich Lucia aufsuchte, bei der er indessen noch nicht vorgelassen wurde. Er mußte eine halbe Stunde warten, was ihn vollends in Fieber versetzte.

Lucia empfing ihn in dem Nachtgewande, darin sie den letzten Akt der „Kameliendame" zu spielen pflegte. Sie warf sich dem Eintretenden an die Brust, küßte ihn heftig, raunte ihm zu, daß sie vor Sehnsucht beinahe gestorben wäre und daß sie ihm jetzt vergelten wollte, was er um ihretwillen gelitten hatte.

Es dauerte eine Weile, bevor Salvatore im stande war, etwas Sinn in seine Reden zu bringen. Auch die Umgebung der Göttin — ein echt römisches „appartamento mobiliato" mit gelbseidenen Vorhängen, hochroten Möbeln und grüner Tapete — dünkte dem Bewohner von Torre San Michele etwas ganz Unirdisches zu sein. Die Beleuchtung dieses Elyseums

war keine allzu glänzende — ein Umstand, welcher den Reizen der Tragödin jedenfalls zu gute kam. Sie saß neben ihm auf dem Sofa; auf dem Tische stand ein Fiascho edlen Orvietoweines und ein Teller mit Ciambelli.

„Was macht der Knabe?"

„Er lief mir nach, als ich fortging. Aber wir wollen nicht von dem Kinde sprechen."

„Nein, von der Mutter."

„Laß doch das."

„Du mußt mir alles über sie sagen."

„Du weißt schon alles."

„Noch nicht, wie sie deine Frau geworden ist."

„Auf die einfachste Weise."

Und Salvatore erzählte. Mit gespannter Aufmerksamkeit hörte Lucia zu. Dann rief sie: „Aber du bist ja gar nicht mit der Person verheiratet!"

„Wie?"

„Die Ehe ist ungültig."

„Ungültig — —"

„Man merkt, daß du wie ein Wilder gelebt hast. Als du deine Sabinerin heiratetest, bestand in Italien längst die Civilehe; jener Priester durfte euch gar nicht trauen, bevor nicht der Staat euch getraut hatte. Vor dem Gesetze ist deshalb deine Ehe null und nichtig. Uebrigens ist das ganz gleich. Du hättest ja doch nicht länger mit diesem vertierten Wesen zusammenleben können."

Salvatore stand auf.

„Du hast recht, es ist ganz gleich."

Sie teilte ihm nun mit, daß sie den Fürsten ins Vertrauen gezogen; daß der Fürst sich sehr für ihn interessiere, indessen der Meinung sei, es würde sich in der Sache kaum etwas machen lassen, da es schließlich ein Totschlag gewesen.

„Wenn es unter dem Kirchenstaate geschehen wäre, würde es weiter keine Schwierigkeiten gemacht haben, meinte der Fürst; aber mit dieser Regierung sei nichts anzufangen.

Es thut ihm aufrichtig leid, denn du hast ihm gefallen. Er begriff nicht, warum du nicht in Amerika geblieben bist."

„Weil ich in dem Lande sein wollte, wo du warst; weil ich dich wiedersehen wollte; weil ich vor Liebe, Eifersucht und Qualen halb wahnsinnig war."

Sie zog ihn zu sich herab und küßte ihn. Dann fragte sie: „Daß du später nicht auf den Gedanken kamst, Europa ein zweites Mal zu verlassen?"

Salvatore, sie mit verzehrenden Blicken betrachtend, murmelte, daß er wirklich nicht auf den Gedanken gekommen sei.

„So denke jetzt daran."

„Jetzt — —"

„Nun ja. Dein Kind nimmst du mit, um das Weib kümmerst du dich nicht."

„Und du?"

Sie lächelte: „Ich begleite dich."

„Lucia!"

Nun setzte sie ihm ihren Plan auseinander. Sie hatte vor, ihr Verhältnis zur Gesellschaft Belotti-Bon zu lösen, selbständig eine Truppe zusammenzubringen und mit dieser als „Star" nach Amerika zu gehen. Bereits hatte sie glänzende Anerbietungen erhalten, bereits im geheimen Vorbereitungen getroffen und bei einem Pariser Schneider, der zuweilen für Sarah Bernhardt lieferte, große Bestellungen gemacht. Doch es fehlte ihr noch eine Persönlichkeit, unter deren Schutz sie sich stellen konnte, denn auf den Impresario sei kein Verlaß. Salvatore war ganz der Mann, den sie suchte. Er kannte Amerika, er liebte sie — ob er mit ihr gehen wollte?

„Ja. Unter einer Bedingung."

„Nun?"

„Als dein Mann."

Sie lachte, sie wollte sich ausschütten vor Lachen; dann küßte sie ihn, und dann lachte sie wieder. Aber Salvatore machte ein Gesicht, daß ihr das Lachen verging. Sie ward

still, schien zu überlegen, fragte ihn, ob er es im Ernst meinte.

Im Ernst! Da seine Ehe mit der Sabinerin keine Gültigkeit hatte, wollte er Lucia heiraten.

„Aber in aller Welt, warum?"

„Damit ich nicht wieder deinetwillen zum Mörder werde, damit du mir ausschließlich gehörst, damit ich alle Rechte auf dich besitze."

Sie hätte beinahe wieder gelacht.

„Was du für ein närrischer Mensch bist. Zuerst heiratest du eine Wilde, dann willst du mich zur Frau nehmen."

„In aller gesetzlichen Form."

„Es ist zu komisch. Aber wenn du durchaus willst und weil ich wirklich viel an dir zu vergelten habe — — Ueberlege es dir lieber noch einmal."

Das wollte er aber nicht. Er blieb dabei: nur unter dieser Bedingung käme er mit ihr.

„Meinetwegen denn! Meinetwegen können wir uns in Amerika heiraten. Da fällt mir etwas ein: ich erzähle drüben die ganze Sache einem Reporter, und ich habe eine Reklame, mit der ich selbst gegen diese magere Sarah aufkommen kann. Sarah hat keinen Mann, der aus Eifersucht einen Mord begangen, sieben Jahre in einer Wildnis gelebt und der sie schließlich doch noch geheiratet hat. Es ist wirklich ein prächtiger Gedanke von dir."

„Ich liebe dich; das ist das einzige, was ich dabei gedacht habe."

„Uebrigens mache ich auch eine Bedingung."

„Welche?"

„Daß ich das Kind bekomme."

„Ich soll Marcantonia das Kind nehmen?"

„Nun ja."

Er versuchte, ihr diesen Gedanken auszureden, aber vergebens. Sie bestand darauf, der Sabinerin den Knaben zu nehmen; behauptete, eine leidenschaftliche Liebe für Silvio

gefaßt zu haben, und bekannte, die heftigste Sehnsucht nach einem Kinde zu empfinden. Genug, sie wollte den Knaben haben.

„Da dieses Weib gar nicht deine Frau ist, kann sie dir das Kind nicht verweigern. Sollte dir die Sache sehr peinlich sein, so brauchst du sie ja nur heimlich mit dem Kinde zu verlassen, denn sie wird sich natürlich wie eine Furie gebärden. Was sagst du?"

Er hatte nur gesagt, daß er Marcantonia nicht heimlich verlassen wollte.

„Wie du willst. Aber ich bin müde."

Elftes Kapitel.

Salvatore sah sich noch für einige Zeit zu seinem Leben in der Einsamkeit verdammt, denn vor dem Ende der Saison vermochte Lucia ihre Verpflichtungen bei der Compagnia Belotti-Bon nicht zu lösen. Bis zur Zeit ihres Austrittes hoffte sie die hauptsächlichsten Engagements ihrer Truppe vollendet zu haben und wollte sich dann im Juli mit ihrem Künstlerpersonal nach irgend einer umbrischen oder toscanischen Stadt begeben, wo die für Amerika bestimmten Stücke, die sämtlich dem französischen Repertoire entnommen waren, einstudiert werden sollten. Es war bestimmt, daß die Gesellschaft im Oktober sich in Livorno einschiffen würde; dort sollte Salvatore mit der Geliebten zusammentreffen.

Er sah sie jede Woche; jede Woche begab er sich nach Rom, sah sie im Theater spielen, kam nach der Vorstellung zu ihr, blieb so lange, bis sie ihn forttrieb. Wenn sie es gestattet hätte, wäre er überhaupt nicht gegangen; aber sie gestattete es nicht.

Sie hatte ihn bald vollständig unterjocht, ließ alle ihre Launen an ihm aus, behandelte ihn als ihren Sklaven, als

ihr Geschöpf, hielt mit ihrer Gunst zurück, quälte ihn, bis sie ihn halb toll gemacht, um sich ihm dann schrankenlos zu ergeben, mit einer solchen Liebesgewalt ihn umstrickend, daß er alle Besinnung verlor.

War der Paroxysmus bei ihr vorüber, so schien er ihr unausstehlich, verhaßt und widerwärtig zu sein; in solcher Stimmung pflegte sie zu sagen: „Ich bin eine Närrin, daß ich dich nicht fortjage, zurück zu deiner Sabinerin. Meinetwegen brauchst du dein braunes Weib nicht zu verlassen, meinetwegen wahrhaftig nicht! Ich würde dich auch gar nicht mehr in mein Zimmer lassen, wenn du nicht das Kind hättest. Ich will das Kind haben, ich bin in das Kind verliebt, nicht in dich. Geh mir aus den Augen! Hörst du nicht, du sollst dich fortscheren. Was ist das für ein Mann! Das sollte ich einem andern sagen.“

Machte er einmal den Versuch, sich aus seiner Erniedrigung zu erheben und ihr etwas männliche Würde zu zeigen, so verstand sie es meisterlich, durch eine leidenschaftliche Liebkosung ihn sich sogleich wieder ebenbürtig zu machen.

Befand Salvatore sich in Torre San Michele, so führte er ein Höllenleben. Sogar das Jagen war ihm verleidet. Entweder trieb er sich mit den Hirten, Fischern und Kohlenbrennern umher, oder er lag auf seinem Bette, tobte gegen Marcantonia und war selbst gegen den Knaben brutal. Ging er nach Rom, so suchte er nicht länger eine Ausrede, sondern entfernte sich ohne ein Wort, blieb tagelang aus, kam jedesmal mit immer finstererem Gesichte, in immer wilderer Stimmung zurück.

Marcantonias Wesen dagegen hatte sich seit dem Besuche der Fremden um nichts geändert; gleichmütig verrichtete sie ihre Arbeit, gleichmütig ertrug sie die Launen ihres Mannes, gleichmütig nahm sie es hin, daß ihr Fieber stärker wurde und sie mehr und mehr hinsiechte. Salvatore bemerkte ihren jammervollen Zustand sehr wohl; ihr gelbes Gesicht, ihre glühenden Augen und ihre tiefe Ermattung gewahrend,

schoß es ihm durch den Sinn: vielleicht brauchst du es ihr gar nicht zu sagen, vielleicht geht sie diesen Sommer darauf. Es wäre immerhin besser für sie, als zu erfahren, daß sie gar nicht mein Weib ist und daß ich mit dem Knaben davongehen will. Doch gab er ihr täglich Chinin, beobachtete aber ängstlich die Wirkung der Arznei und atmete erleichtert auf, als keine Besserung eintrat. Täglich erkundigte er sich nach ihrem Befinden und erhielt täglich die Antwort, daß es ihr nicht schlecht ginge. Bisweilen dachte er darüber nach, ob sie wohl wüßte, wohin und zu wem er so häufig ging. Da sie indessen niemals eine Aeußerung that, nahm er an, daß sie sich in ihrer Stumpfheit überhaupt keine Gedanken über seine häufige und lange Abwesenheit machte. Bei ihrem Charakter hätte sie ihm durch ihre Eifersucht das Leben wohl vollends vergällt; er hatte es ja erlebt, wie bestialisch sie sein konnte, damals, als Lucia Silvio liebkoste und der Knabe sich gegen die Fremde zutraulich bezeigte. Sie hatte ihrem Sohne noch immer nicht vergeben, noch immer zeigte sie ihm eine starre Miene. Sie war und blieb eben ein wildes Geschöpf, dem Salvatore das Kind gar nicht lassen durfte, selbst wenn Lucia keine so unbegreifliche Zärtlichkeit für den Knaben gefaßt hätte. Auch das mußte bedacht werden: gesetzt den Fall, das Fieber ließ Marcantonia diesen Sommer noch am Leben, so würde sie doch im nächsten Jahre unfehlbar daran zu Grunde gehen. Und was sollte dann aus Silvio werden?!

Salvatore hatte recht mit seiner Annahme, daß Marcantonia nichts von seinen Heimlichkeiten ahnte. Sie hatte kein Reflexionsvermögen, nur Instinkte. Ihr Instinkt sagte ihr sehr wohl, daß sie ihrem Manne längst keine Leidenschaft mehr einflößte; er verriet ihr aber nicht, daß Salvatore ihr treulos sei. Denn alles in diesem Frauengemüte war Ursprünglichkeit, war einfach und unkompliziert; für einen Ehebruch fehlte ihr jeder Begriff. Und vollends unverständlich wäre ihr eine Leidenschaft ihres Mannes für jene Frau

gewesen, deren Art für sie etwas so Fremdes, ihrer Natur Feindseliges hatte, daß sie gar nicht darauf kam, sie mit sich und ihrem Leben in Zusammenhang zu bringen. Etwas ganz anderes war es gewesen, als sie ihr Kind in den Armen der Fremden gesehen, als sie gesehen hatte, wie ihr eigenes Fleisch und Blut sich von ihr abwendete; da war etwas in ihr erwacht, da hatte sie ihr Eigentum mit der Wildheit einer Wölfin an sich gerissen.

Sie vermochte nicht über eine Sache zu sinnen und zu grübeln. Ihr Bruder hatte das Fieber gehabt, sie hatte für seine Genesung der Madonna eine Wallfahrt gelobt und ein Paar geweihter Wachskerzen geschenkt, und — ihr Bruder war gestorben. Also war ihr von der Madonna unrecht geschehen . . . Salvatore hatte nachts in ihre Hütte steigen wollen, und sie hatte auf ihn geschossen. . . . Er hatte sie zum Weibe begehrt, und sie war sein Weib geworden. Er hatte ihr erzählt, daß er um einer Frau willen jemand getötet, und sie hatte sich dabei nichts andres gedacht, als daß ihr Mann sich vor den verd . . . Carabinieri hüten mußte. Ihr Mann schlug sie — dazu hatte er das Recht; sie hatte das Fieber — das Fieber hatten hundert andre; sie würde vielleicht daran sterben — auch die andern starben daran.

Inzwischen ward es Hochsommer. Die Einwohner von Ostia und Portus wanderten aus, die fremden Schnitter und Kohlenbrenner zogen davon. Das versengte Land ruhte im Sonnenbrande unter fahlem Himmel, wie von allem Leben verlassen.

Lucia war fort von Rom. Sie hatte Salvatore den Tag ihrer Abreise verheimlicht. Er fand in Rom die Wohnung verschlossen und erfuhr, daß die Tragödin nach Rimini gegangen. Dorthin schrieb er ihr; es war ein Brief voll wahnwitziger Leidenschaft. Ihr zu folgen, wagte er nicht; hatte sie doch gedroht, ihn fortzujagen, ließ er sich eher blicken, als sie es gestattete. So wartete er denn in Torre San Michele auf ihren Ruf.

In unerträglicher Oede schlichen ihm die Tage dahin. Es war gut, daß die Gluten ihn beinahe betäubten und er die Stunden in halber Bewußtlosigkeit verbrachte. Marcantonias Anblick ward ihm mehr und mehr verhaßt; er gab ihr kein Chinin mehr und hoffte von Tag zu Tag, daß das Fieber sie hinraffen würde. Auf seinen Sohn war er eifersüchtig, weil Lucia das Kind liebte.

Eines Tages erfuhr er durch einen Hirten, daß in Fiumicino ein Brief für ihn liege. Ohne sich erst nach Hause zurückzubegeben, machte er sich auf den Weg und holte sich Lucias nach Patschuli duftendes Billet, das er mit zitternden Händen öffnete und mit schwerem Atem las. Lucia schrieb, es stünde alles vortrefflich; sie habe mit einem Impresario einen glänzenden Kontrakt abgeschlossen, eine vortreffliche Truppe engagiert, und es seien die Proben bereits in vollem Gange. Sie schien von ihrem ersten Liebhaber ganz entzückt zu sein; er war ein blutjunger Mensch mit großem Talent, das sie irgendwo entdeckt hatte.

Salvatore zerknitterte den Brief, knirschte mit den Zähnen, murmelte einen Fluch nach dem andern, faßte sich dann mühsam und las weiter.

Sie erwartete ihn am 18. Oktober, aber nicht, wie bestimmt gewesen war, in Livorno, sondern in Rom. Daß er ja den Knaben mitbrächte!

Noch in Fiumicino beantwortete Salvatore diesen Brief: Am 18. Oktober würde er in Rom sein — mit dem Knaben. Aber er würde den Knaben seiner Mutter wieder zurückbringen, falls sie sich weigern sollte, anstatt erst in Amerika noch hier seine Frau zu werden. Nach Absendung dieses Briefes wurde Salvatore um vieles ruhiger.

Am Abend des 16. Oktobers begab er sich nach Crocetta. Von den drei Mönchen, die vor fünf Jahren in dem einsamen Heiligtum gehaust hatten, waren zwei am Fieber gestorben. Aber der Priester lebte noch. Nach den ersten hergebrachten Fragen und Antworten ging Salvatore ohne

Umschweife auf die Sache über: „Hört, Bruder! Ihr erinnert Euch doch noch, daß Ihr mich vor fünf Jahren mit einer Sabinerin getraut habt?"

Der Bruder entsann sich noch recht gut; er war für die Trauung sogar bezahlt worden, und ohne daß ihm etwas abgehandelt worden war.

„Wie geht's Eurem Weibe?"

Salvatore fuhr auf: „Schwatzt Ihr auch von meinem Weibe?" Darauf gemäßigter: „Ihr habt mir da eine schöne Sache angerichtet. Mein Weib — als ob Ihr nicht sehr gut wüßtet, daß die Frau gar nicht mein Weib ist, daß Ihr uns gar nicht verheiraten durftet, daß Ihr damit eine ungesetzliche Handlung begangen habt. Wenn meine Heirat in Rom zur Anzeige käme, würdet Ihr schwer gestraft werden; das würdet Ihr!"

Der gute Alte erschrak. Allerdings hatte der Staat über den Akt der christlichen Eheschließung gewisse Bestimmungen getroffen und sogar ein Gesetz erlassen; freilich brauchte die Kirche sich um die Gebote des Staats nicht zu kümmern; im Gegenteile: diese Gesetze zu übertreten verdiente Gotteslohn. Indessen sich verantworten zu sollen, wegen seines Gehorsams gegen Gott irdische Strafe zu erleiden — das war für einen alten, fieberkranken Mann ein großes Unglück.

„Nun, was sagt Ihr?"

Einstweilen gar nichts, einstweilen seufzte der gute Bruder nur; endlich gestand er: „Es dürfte Euch und der Marcantonia beim Staate allerdings nichts helfen, daß ich euch getraut habe, obgleich die Handlungsweise des Staates eine schwere Sünde gegen Gott und die Kirche ist."

„Mit andern Worten: Ihr räumt ein, daß die Ehe zwischen mir und der Sabinerin ungültig ist?"

„Vor dem Herrn sicher nicht; indessen —"

Aber Salvatore ward ungeduldig.

„Ihr räumt es ein? Oder muß ich mich deswegen in Rom auf dem Kapitol erkundigen?"

Das war nicht nötig; der Mönch räumte die Sache ein.

„Dann kommt mit mir."

„Wohin?"

„Nach Torre San Michele."

„Was soll ich dort?"

„Ihr sollt dort die Sache bestätigen, der Sabinerin gegenüber. Ihr sollt Marcantonia die Sache erklären. Ich würde es ihr doch nicht begreiflich machen können; mich würde sie gar nicht verstehen. Es ist ein dummes Geschöpf."

„Warum muß sie es überhaupt erfahren?"

„Warum?"

„Sie kann Euer Weib bleiben, wie sie es bisher gewesen ist. Was geht das den Staat an?"

„Aber mich geht es etwas an."

„Euch —"

„Weil ich mir ein andres Weib nehmen will. Begreift Ihr jetzt?"

Der Mönch begriff. Da er die Sache nicht ändern konnte, begnügte er sich damit, aus tiefstem Herzen zu seufzen.

Die beiden gingen.

Zwölftes Kapitel.

Spät abends langten sie beim Turm an. Der Knabe schlief bereits, Marcantonia wartete am Herde, auf dem das Wasser für die Oelsuppe kochte. Sie hatte spinnen wollen, aber das Fieber war so heftig, daß die Spindel ihren Händen entfiel.

Daß sie nicht mehr im stande war, die Spindel zu halten, hatte auf das arme Weib einen tiefen Eindruck gemacht. Nun saß sie mit dem Kopfe gegen die Wand gesunken, blickte vor sich hin und dachte, daß fortan ihr Mann noch mehr Grund und Recht hatte, sie zu schelten

und zu schlagen: ein Weib, das nicht einmal mehr spinnen konnte, verdiente nichts andres. Da sah sie ihren Mann mit dem Mönche kommen; nun würde sie eine Frittata backen müssen.

Mühsam erhob sie sich, trat unsicheren Schrittes auf den Bruder zu, griff nach seiner Hand, auf die sie einen demütigen Kuß drückte. Sie nahm sich vor, später das Kind zu wecken, damit der Mönch es segne; nicht etwa, daß Marcantonia davon etwas besondres Gutes für ihren Sohn erwartete; aber es war so der Brauch.

„Gib uns zu essen und zu trinken," gebot Salvatore.

Während sie die Frittata und die Oelsuppe bereitete, redete sich Salvatore immer mehr in Aufregung hinein, obwohl der Bruder ihm in nichts widersprach und nur einigemal wie zu sich selbst die Bemerkung machte, daß „es" gottlos sei. Dann war das Essen fertig, Marcantonia brachte Ricotto, Brot und Wein, die Männer aßen und tranken, die Frau hockte sich in den dunkelsten Winkel nieder, damit Salvatore nicht sehen sollte, daß sie müßig war und von der geringen Mühe des Kochens ausruhen mußte. Sie sah zu, wie der Mönch die Speisen fast allein aufaß, ihr Mann dagegen beinahe allen Wein trank. Nun würde sie morgen nach Fiumicino hinüber müssen, um neuen Wein zu holen; wenn sie recht viel Chinin nahm, würden ihre Kräfte vielleicht ausreichen. Plötzlich rief Salvatore mit heiserer Stimme: „Jetzt habt Ihr genug gegessen, jetzt sagt ihr's."

Er stürzte sein letztes Glas hinunter, stand auf und warf sich auf das Bett. Der Mönch schluckte den Bissen hinunter, seufzte kläglich und schickte sich zum Reden an: „Nun ja, ich sag's ihr. He, Marcantonia, Marcantonia, wo steckst du?"

Marcantonia wollte aufstehen und zum Herd kommen; aber der Mönch rief ihr zu, zu bleiben, wo sie war. Also blieb sie. Der Bruder begann: „Es ist sündhaft, meine gute Marcantonia, es ist gottlos! Ich meine die Regierung

und wie die Regierung mit der Kirche und den Geboten Gottes verfährt. Du weißt doch, daß sie in Rom den heiligen Vater gefangen halten und daß sie den lieben Heiligen ihre Häuser fortnehmen, und daß die Regierung wie ein wahrer Teufel uns arme Mönche und Diener des Herrn verfolgt. Nicht wahr, meine gute Marcantonia, du hast von der Regierung gehört, denn du bist doch schließlich auch eine Christin?"

Marcantonia hatte von der Regierung gehört; ihr Mann fluchte genug auf die Regierung. Was diese Regierung eigentlich war, davon hatte sie sich niemals eine Vorstellung gemacht; wie sollte sie? Niemand verlangte das von ihr. Dem Mönch genügte indessen, daß sie von jenem Höllengeist gehört hatte. Er fuhr fort: „Daran kannst du erst erkennen, wie es jetzt in der Welt zugeht, wie die Kirche Unrecht leiden muß und wie das Reich des Satans auf Erden das Regiment führt. Nämlich: ich habe dich doch mit diesem Manne verheiratet. Du bist doch dieses Mannes Weib, vielmehr: du glaubst es zu sein. Nicht wahr, meine arme Marcantonia, du glaubst es?"

Marcantonia glaubte es.

„Nun siehst du, du glaubst es. Es würde auch so sein, wie du glaubst, und alles wäre in Ordnung. Da kommt nun aber dieser Teufel von Staat und sagt: Wie, was, die Marcantonia soll die Frau des Sor Baldassare sein? Den Teufel auch! Wer hat denn der Marcantonia gesagt, daß sie die Frau des Sor Baldassare sei? He, wie? Was meint denn die Marcantonia? Der Padre Agostino von Crocetta hätte sie mit dem Sor Baldassare verheiratet? Das Fieber soll den Kerl holen! Was hat der Kerl die Marcantonia mit dem Sor Baldassare zu trauen, wie kommt der Kerl dazu; was untersteht sich der Kerl? Hat er etwa die Papiere gehabt? Haben die Marcantonia und der Sor Baldassare ihm die Papiere gebracht, daß der Staat sie miteinander verheiratet hat? He, Marcantonia, brachtest du dem Padre Agostino die Papiere?"

Marcantonia hatte dem Padre Agostino keine Papiere gebracht, Marcantonia wußte nichts von Papieren, gar nichts! Sie saß da, stierte nach dem Mönch hinüber, hörte und — nun, sie hörte eben.

Padre Agostino geriet in Aufregung.

„Ja, meine arme Marcantonia, wenn du dem Padre Agostino keine Papiere gebracht hast — sagt der Teufel von Staat — so kann ich dir nicht helfen; dann steht die Sache schlimm: dann hat der Kerl von Mönch gar nicht das Recht gehabt, dich mit dem Sor Baldassare zu verheiraten, dann soll diesen Hallunken von Pfaffen der Teufel holen; dann bist du gar nicht die Frau des Sor Baldassare, sagt der Satan von Staat zu dir. Verstehst du, meine arme Marcantonia?“

Aber Marcantonia verstand nichts, kein Wort verstand sie! Sie sollte nicht die Frau ihres Mannes sein; sie, die sie in einer Kirche von einem Priester mit ihrem Manne getraut worden war, die sie ihrem Manne einen Sohn geboren hatte, die sie ihrem Manne ein treues und gehorsames Weib war. Nein, gar nichts von allem verstand sie!

Dem Mönch trat der Schweiß auf die Stirn. Er jammerte über die Unbill, welche die Kirche zu erleiden hatte, zeterte gegen den Beelzebub von Staat, der in Rom vor dem Hause des heiligen Vaters sein höllisches Unwesen trieb, schalt auf Salvatore und Marcantonia, daß sie ihm die „Papiere“ nicht gebracht, ihn belogen und betrogen hatten, versuchte nochmals der Sabinerin die Sache auseinanderzusetzen und zu erklären: sie sei nicht das Weib ihres Mannes, sondern nur seine Geliebte — so sagte der Satanas von Staat.

„Und siehst du, meine arme Marcantonia, wenn Sor Baldassare morgen nach Rom ginge und heiraten wollte, so kann er das thun, und der Staat sagt zu ihm: Ihr könnt Euch zu jeder Zeit eine Frau nehmen, mein werter Sor Baldassare; nur müßt Ihr zuerst zu mir kommen. Nachher

könnt Ihr mit Eurer Frau hingehen, zu wem Ihr wollt, meinetwegen zum Padre Agostino nach Crocetta. Kein Teufel kann dann jemals machen, daß Eure Ehe ungültig ist und Ihr auf einmal keine Frau mehr habt. So ist es, meine arme Marcantonia. Es ist sündhaft, es ist gottlos; aber was sollen wir arme Mönche dabei thun? Das wirst du doch einsehen. Nicht wahr, meine Tochter, du siehst es ein?"

Sah Marcantonia es ein? Sie war aufgestanden und wie ein wandelndes Steinbild bis zum Herde vorgeschritten, dessen verglimmende Gluten einen grellen Schein auf sie warfen, auf ihr fahles Gesicht, auf ihre schlaff niederhängenden Hände. Salvatore hatte sich in die Höhe gerichtet; er hielt den Atem an und wendete kein Auge von dem Weibe.

Marcantonia sagte langsam: „Geht er morgen nach Rom und nimmt eine andre zur Frau?"

Der Mönch rief: „Nicht doch! Nicht doch! Es sollte nur ein Beispiel sein, um dir die Sache begreiflich zu machen. Wie kannst du so etwas denken? Ich sagte dir nur, wie der Staat, dieser Höllengeist, zu ihm reden würde: Sor Baldassare, Ihr könnt Euch jederzeit eine Frau nehmen; denn die Marcantonia ist nicht Eure Frau. Er könnte, meine Tochter, aber er will nicht. Nicht wahr, Sor Baldassare, Ihr wollt nicht? Sagt diesem guten Geschöpf, daß Ihr keine andre zur Frau nehmen wollt, daß sie Euch dauert, daß Ihr auch wütend seid auf diesen Teufel von Staat. Aber was könnt Ihr dabei thun?"

Nein, Salvatore konnte nichts dabei thun! Auch das mußte Marcantonia einsehen; sie mußte ferner einsehen, wie großmütig es von ihm war, morgen nicht nach Rom zu gehen und eine andre zur Frau zu nehmen.

Der Mönch redete noch viel, Marcantonia dagegen sagte kein Wort. Sie hatte sich nach Salvatore umgewendet und sah ihn an, steif und starr. Dann brach der Mönch auf, denn es ward ihm unheimlich in der Gegenwart dieser

regungslosen Frauengestalt, unter dem Blicke dieser glühenden Augen, beim Schweigen dieser blassen, wie im Tode geschlossenen Lippen. Er wollte ihr zum Abschied seinen Segen geben, doch sie mochte seinen Segen nicht haben; sie sagte das nicht, aber ihr Blick wies ihn zurück, ihr Blick sagte ihm: Ich will nicht von dir gesegnet sein, du falscher Priester eines falschen Gottes.

Der Mönch stand bereits an der Thür, als Salvatore vom Bette aufsprang.

„Ich gehe mit Euch.“

„Dank Euch, Sor Baldassare; indessen, ich bedarf Eurer Begleitung nicht.“

„Die Nacht ist dunkel, Ihr habt einen weiten Weg und könntet leicht in die Sümpfe geraten.

„Wie Ihr wollt.“

„Einen Augenblick wartet noch. Ich will nur meine Büchse holen.“

„Wollt Ihr in der Nacht jagen?“

„Vielleicht kommt mir ein Wildschwein vor den Schuß, auch streichen in den Sümpfen die Schnepfen. Es ist ohnedies Mitternacht vorüber.“

Kaum hatten die beiden den Turm verlassen, als Salvatore mit einem hastigen „Gute Nacht!“ sich von dem Mönch trennte. Ohne einen Schuß zu thun, trieb er sich bis zum Tagesgrauen in der Steppe umher, kehrte endlich ermattet zurück, doch wagte er nicht, das Haus zu betreten, darin sein Sohn und die Mutter seines Sohnes, die nicht sein Weib war, bei einander schliefen. Er irrte um den Turm wie ein Mörder, den es nicht losläßt von der Stätte, wo der blutige Leichnam liegt, der sich Gewalt anthun muß, nicht nachzusehen, ob die Kugel sein Opfer auch wirklich ins Herz getroffen.

Dreizehntes Kapitel.

Marcantonia blieb eine lange Weile auf demselben Fleck stehen und sah zu, wie das Feuer verglimmte. So oft die Flamme aufzuckte, dachte sie: bist du noch nicht tot? Was du für ein zähes Leben hast! Mach schnell, daß du ausbrennst. He, willst du? . . . Als es auf dem Herde dunkel ward, fror es sie. Sie begab sich in ihren Winkel zurück, umschlang ihre Kniee, drückte den Kopf darauf und verharrte die ganze Nacht über in dieser Stellung. Sie schlief nicht, aber sie wachte auch nicht; sie hatte ihr Bewußtsein, aber sie war doch ohne Besinnung. In diesem Zustande vernahm sie jedes Geräusch: das Brausen des Meeres, das Rauschen des Nachtwindes, im Turm das klagende Geschrei der Eulen, das Rascheln der Mäuse, das heisere Bellen einer wilden Katze; in der Kammer regte sich das Kind im Schlaf.

Einmal fiel ihr ein: Dein Mann ist noch nicht zurück, du mußt auf deinen Mann warten. Aber der Mönch hatte ja gesagt, daß — —

Und von neuem verwirrten sich ihre Gedanken. Dann wieder schien es ihr, als wäre sie mit ihrem toten Bruder zusammen, sie waren beide noch Kinder und mit der Herde auf den Gennaro gezogen. Sie standen droben auf dem Gipfel, sahen unter sich das ganze Land, sahen die Meeresküste und wurden auf einmal beide in ein Paar schneeweißer, wilder Schwäne verwandelt. Als sie aber auffliegen wollten, stürzten sie in die Tiefe und zerschmetterten am Gestein.

Marcantonia fuhr zusammen und begann leise zu wimmern. Plötzlich sagte sie ganz laut: „Du bist nicht tot, aber du hast das Fieber und wirst sterben. Das thut nichts, denn dein Bruder ist auch gestorben und wartet auf dich im Fegefeuer. Die Madonna soll aber nicht für uns bitten. Amen.“

Es war heller Tag, als Marcantonia mühsam den Kopf erhob. Sie sah verwirrt um sich und stierte so lange auf den breiten Streifen Sonnenscheins, der durch die Fensterluke in das Gemäuer fiel, bis sie sich auf das Geschehene besonnen hatte: Sie war nicht das Weib ihres Mannes, ihr Sohn war nicht das rechtmäßige Kind seines Vaters, die Menschen hatten sie belogen und betrogen, belogen und betrogen hatte sie die Madonna — weder auf Erden noch im Himmel gab es Gerechtigkeit.

Sie wollte aufstehen und fiel der Länge nach hin.

Der Knabe erwachte, rief nach seiner Mutter und kam endlich im Hemdchen herabgelaufen, sah seine Mutter auf dem Boden liegen, begann zu weinen und schrie: „Vater! Vater! Komm schnell! Die Mutter ist tot!"

Da stöhnte Marcantonia auf und erhob sich.

In demselben Augenblick trat Salvatore ein. Er hatte am Morgen einen Entschluß gefaßt, war nach dem alten Ostia gegangen, um dort den Wächter der Ruinen, einen jungen Soldaten, der durch eine Unvorsichtigkeit mit dem Gewehre dienstunfähig geworden, aufzusuchen. Mit diesem hatte er eine lange Unterredung gehabt.

Ohne Marcantonia anzusehen, fragte er das Kind: „Warum schreist du so, Silvio?"

Der Knabe schluchzte: „Ich glaubte, die Mutter sei tot, und fürchtete mich. Da stand sie auf."

Salvatore schickte ihn in die Kammer.

„Zieh dein Röckchen an und laufe hinaus. Wir gehen zusammen mit Garibaldi auf die Vogeljagd; du darfst den Sack tragen."

Silvio jubelte auf. Um den Festtag vollkommen zu machen, schnitt Salvatore ein großes Stück Brot ab, goß reichlich Oel darauf und gab es dem Kinde. Brot mit Oel und nachher mit Garibaldi und dem Vater Vögel schießen gehen und den Sack tragen dürfen — der Knabe war selig.

Als er in der Kammer war, machte Salvatore hinter

ihm zu und sagte zu Marcantonia: „Du hast gehört, wie es mit uns beiden steht, und scheinst ja auch ganz ruhig darüber zu sein; es wäre daher am besten, wenn du heute noch gingst.“

„Wohin?“

Statt darauf zu antworten, meinte er: „Hier bleiben könntest du so wie so nicht, da ich fortgehe.“

Sie fragte wieder: „Wohin?“

„Fort! Hier mag ein andrer Wächter sein. Ich habe es satt. Warte.“

Er stieg in den Turm hinauf, kam aber bald wieder zurück und fand sie noch auf dem gleichen Flecke stehen.

„Hier.“

Er gab ihr Geld.

„Es ist fast alles, was ich besitze. Du sollst nicht sagen können, daß du wie eine Ciocciara von mir fortgegangen seiest. So nimm doch.“

Marcantonia nahm mechanisch das Geld, ließ es jedoch gleich wieder fallen. Salvatore dachte: sie wird sich schon bücken. Diese Weiber kenne ich! Nach einer Weile sagte er, sich dabei abwendend: „Ich habe heute schon mit dem Chechino gesprochen — dem Chechino ist's recht, wenn du zu ihm kommst.“

„Was soll ich beim Chechino?“

„He nun — —“

Sie wiederholte ihre Frage: „Was soll ich beim Chechino?“

„Ihm das Haus besorgen.“

Salvatore erwartete, daß sie „wild“ werden würde; sie blieb indessen auch jetzt ruhig.

„Wie es scheint, willst du nicht zum Chechino? Nun, wie es dir beliebt. Er ist ein guter Mensch, der dich besser behandeln würde als ich. Aber du kannst thun und lassen, was du willst. Du wirst wohl in deine Heimat gehen? Das wird auch das beste sein. Geld bringst du ja mit; es

wird dich gleich einer heiraten wollen, und für dein Fieber ist's auch gut, wenn du wieder da droben bist."

Schweigend, mit schweren, schleppenden Schritten ging sie und packte ihre Sachen zusammen.

Silvio hatte unterdessen seinen Rock angezogen, lief ins Freie, lockte, das mit Oel beträufelte Brot in der Hand, den Hund, mit dem er sein Frühstück teilte, seinem Spielgefährten glückselig die wichtige Neuigkeit meldend, daß er mit dem Vater Vögel schießen und den Sack tragen dürfe. Nach kurzer Zeit kam Marcantonia mit einem kleinen Pack zurück. Salvatore hatte sich gesetzt und wartete auf sie.

„Hast du schon alles? Du kannst mitnehmen, was du willst; ich brauche nichts mehr von dem Zeug. Hier ist noch ein ganzes Stück Leinwand. Vergiß das Chinin nicht. Was du nicht tragen kannst, magst du in Ostia verkaufen; zwanzig Scudi bekommst du gewiß dafür. Die Frau des Guardiano nimmt dir alles ab; laß es ihr nur nicht zu wohlfeil."

Aber Marcantonia wollte weder die Leinwand, noch das Chinin, noch sonst irgend etwas, das nicht ihr gehörte. Auch das Geld hob sie nicht auf, obgleich sie eine Sabinerin war.

„Leb wohl."

Sie ging langsam, ohne ihn anzusehen, hinaus. Draußen rief sie ihrem Sohn: „Silvio! He, Silvio!"

Zögernd kam der Gerufene.

Da stürzte Salvatore aus dem Turm: sein Gesicht war fahl, seine Augen hatten den scheuen Blick eines Mörders.

„Was willst du mit dem Knaben?"

„Was ich mit ihm will? Er soll mit seiner Mutter kommen."

Silvio begann zu weinen; er hatte sich so darauf gefreut, mit Garibaldi auf die Vogeljagd zu gehen. Doch sein Vater sagte: „Der Knabe bleibt bei mir."

Da — zum erstenmal — stöhnte das Weib jammer-

voll auf. Sie wankte, sie brach beinahe zusammen, aber sie bezwang sich.

„Laß das Kind mit mir gehen.“

„Es ist mein Kind.“

„Es ist auch das meine, ich bin seine Mutter.“

„Der Knabe soll bei seinem Vater bleiben.“

„Du willst ihn der fremden Frau bringen?“

„Ja.“

Marcantonia stieß einen heiseren Laut aus; er klang nicht wie der Schrei einer Wütenden oder Wahnsinnigen, sondern wie der letzte Seufzer eines von Gott und den Menschen verlassenen Geschöpfes. Nach diesem einen entsetzlichen Ton kam lange Zeit kein Laut über ihre Lippen; als sie wieder zu reden vermochte, wendete sie sich an den Knaben. Sie stammelte: „Komm, Silvio! Nicht wahr, du willst mit deiner Mutter gehen?“

Das Kind wollte nicht; es wollte bei seinem Vater bleiben, und mit ihm Vögel schießen. Auch von ihrem Kinde sah sie sich verlassen.

Sie hatte keine Kraft, ihr Kind zu bitten, noch ein letztesmal rief sie es laut beim Namen. Dann sah sie es nicht mehr, denn Nacht legte sich vor ihre Augen. Wie im Dunkeln tappend wendete sie sich ab von Haus, Kind und Gatten und ging davon, schleichend, mit wankenden Knieen, nicht stehenbleibend, nicht zurückblickend, auch nicht, als sie Silvio weinen hörte. Sie befand sich bereits mitten auf der Steppe, als sie erst bemerkte, daß jemand ihr folgte: der Hund. Sie scheuchte ihn zurück; aber das treue Tier kam immer wieder zu der Verlassenen und sprang an ihr in die Höhe. Da warf Marcantonia mit einem Stein nach ihrem einzigen Freund. Dann war sie ganz allein.

Durch die sommerliche, totenstille, versengte Steppe setzte Marcantonia ihren Weg fort. Von Himmel und Erde schienen fahle Strahlen auszugehen, die sich wie Flammen in ihr Hirn bohrten. Sie schloß die Augen und schwankte

weiter und weiter. Zuweilen strauchelte sie, stürzte sie hin. Dann blieb sie eine Weile wie leblos liegen, raffte sich wieder auf und schwankte weiter und weiter. Plötzlich hörte sie sich laut angerufen: „He, du da! Hörst du denn nicht?"

Sie öffnete mit Anstrengung die Augen, gewahrte, daß sie sich hinter Ostia auf der römischen Landstraße befand und daß zwei Reiter dicht vor ihr hielten. Es waren Carabinieri.

„Wir hätten dich fast überritten. Du willst wohl nach Rom ins Spital?"

Da Marcantonia nicht wußte, wohin sie wollte, und da es ihr gleich war, wohin sie ging, sagte sie: Ja, sie wollte nach Rom ins Spital.

Einer der Carabinieri meinte: „Wenn du nur hinkommst. Hast wohl das Fieber?"

Sie hatte das Fieber.

„Schon lange?"

„Schon sehr lange."

„Wo bist du her?"

„Von da droben."

„Hast du denn niemand, der sich um dich kümmert?"

„Niemand."

„Weißt du Bescheid in der Gegend?"

Marcantonia war nicht sicher, ob sie Bescheid wußte; aber sie nickte.

„Wie weit ist's noch bis Torre San Michele?"

Als sie den Namen hörte, belebte sie sich.

„Wollt ihr nach Torre San Michele?"

„Ja."

„Ihr seid wohl fremd hier?"

„Gänzlich fremd."

„Was wollt ihr in Torre San Michele?"

„Was geht's dich an?"

„Nichts; ich meinte nur — — und weil in Torre San Michele kein Mensch ist."

„Nicht ein gewisser Sor Baldassare?"

„Sucht ihr den?"

„Kennst du ihn?"

„Ich kenne ihn."

„Dann kannst du deinen Bekannten in Rom wiedersehen."

„Wo?"

„Im Gefängnis."

„Mir kann's recht sein; aber in Torre San Michele trefft ihr ihn nicht."

„Wo sonst?"

„Wenn ihr den Sor Baldassare fangen wollt, müßt ihr nach Torre Paterno reiten."

„Ist das weit?"

„Zehn Miglien."

„Corpo della Madonna!"

„Bis zum Ave könnt ihr dort sein."

„Woher weißt du, daß der Mann nicht in San Michele ist?"

„Weil ich ihn in Torre Paterno gesehen habe."

„Wann war das?"

„Gestern früh."

„Und du verrätst ihn an uns?"

Die Sabinerin richtete sich hoch auf, ihre Augen flammten, pathetisch streckte sie den Arm aus: „Ich verrate ihn an euch."

„Er hat dir gewiß schön gethan, als du noch nicht das Fieber hattest."

„Ganz recht, als ich noch nicht das Fieber hatte."

„Und nun ist's aus?"

„Nun ist's aus."

„Armes Ding!"

Der eine warf ihr ein paar Soldi zu, Marcantonia hob das Geld auf und steckte es zu sich.

„Also in Torre Paterno?"

„Ja. Lebt wohl.“

„Leb wohl.“

Die Carabinieri ritten davon. Marcantonia sah ihnen nach: die Thoren, zu glauben, eine Sabinerin könnte Verrat üben, sei es auch an ihrem Todfeind.

Vierzehntes Kapitel.

Marcantonia fühlte, daß ihre Füße sie nicht länger tragen konnten, sie ließ sich niederfallen, mitten in den Staub der brennenden Landstraße.

Sie schaute den Reitern nach. Es war jetzt Mittag; vor Sonnenuntergang vermochten sie Torre Paterno nicht zu erreichen. Dort mußten sie ihren erschöpften Tieren etwas Ruhe gönnen, so daß sie vor dem Morgen schwerlich in Torre San Michele sein konnten. Bis dahin war der Verfolgte, wurde er rechtzeitig gewarnt, schon längst mit dem Kind über alle Berge.

Mit dem Kinde, das er gewiß jener fremden Frau brachte, da er selbst fliehen mußte. Die fremde Frau aber sollte das Kind nicht haben.

Schauer schüttelten sie. Als der Anfall vorüber war, riß sie sich empor, schlich sie die Straße zurück. Nach einigen Stunden lag der Turm wieder vor ihr; sie hörte den Hund bellen, also waren sie von der Vogeljagd zurück. Unterwegs hatte sie sich ausgedacht, was sie thun wollte und wie sie es thun wollte. Sogleich schritt sie ans Werk.

Sie begab sich von der offnen Steppe fort nach den Ruinen des alten Ostia, wo sie sehr bald fand, was sie suchte. Auf dem Boden eines antiken Tempels lag zusammengeringelt eine große Natter. Leise näherte sie sich dem um diese Jahreszeit besonders giftigen Reptil, schlug es mit einer Gerte, die sie von einem wilden Oelstrauch ab-

gebrochen hatte, auf den Kopf, warf ihr Schleiertuch über das betäubte Tier und schnürte es fest ein. Dann ging sie geradeswegs nach dem Turm.

Als sie in die Nähe ihrer ehemaligen Wohnung kam, erblickte sie der Hund, stürzte mit einem Freudengeheul auf sie zu und umkreiste sie in tollen Sätzen.

Das Gebell lockte Silvio aus dem Turm. Da er seine Mutter sah, wollte er wieder zurück, aber Marcantonia winkte und nickte, bis der Knabe sich ihr zaudernd näherte.

Sie legte ihren Pack und das Tuch mit der Schlange auf die Erde, setzte sich daneben und fragte Silvio nach dem Vater.

„Der schläft. Ich will ihm sagen, daß du wieder da bist."

„Laß deinen Vater schlafen. Warst du mit ihm auf der Jagd?"

Mit leuchtenden Augen rief Silvio: „Den ganzen Sack habe ich voller Vögel; warte, ich zeige sie dir."

„Später; jetzt bleibe bei mir."

Ungern gehorchte er; aber da seine Mutter freundlich gegen ihn war, wurde er nach und nach zutraulich.

„Es war prächtig! So viele Vögel! Und denke dir, der Vater hat mir gesagt — —"

Aber er stockte. Marcantonia erriet, was sein Vater ihm gesagt hatte: „Daß er dich zu der fremden Frau bringen will?"

„Heute abend gehen wir nach Rom. Warum kommst du nicht mit? Die fremde Frau gibt uns süßes Gebäck. Gehst du wieder fort?"

„Ich gehe wieder fort."

Da sah Silvio das zusammengeknotete Schleiertuch.

„Was ist in dem Tuch? Hast du mir etwas mitgebracht?"

Silvio griff nach dem Bündel, aber Marcantonia nahm

es ihm fort, umschlang das Kind, öffnete das Tuch — — Entsetzt schrie Silvio auf. Eine große Schlange war pfeilschnell in die Höhe geschossen und hatte ihn, der sich erwartungsvoll vorgebeugt, in den Arm gebissen. Obgleich das Reptil sofort im Grase verschwunden war, konnte Silvio sich von seinem Schreck gar nicht erholen, war totenblaß und zitterte am ganzen Leibe; aber seine Mutter sah ihn so seltsam an, daß er, um sie nicht wieder böse zu machen, seine Thränen unterdrückte. Er nahm sich vor, dem Vater nichts davon zu sagen, daß die Mutter ihm eine Schlange mitgebracht, die ihn gebissen hatte — der Vater sollte die Mutter nicht schlagen.

Marcantonia nahm ihren Sohn in ihre Arme, drückte seinen Kopf gegen ihre Brust, herzte und küßte ihn, was sie noch niemals gethan, und sprach leise mit ihm: „Die böse Schlange, wo hat sie meinen Silvio gebissen?"

Sie berührte die verwundete Stelle, und das Kind wimmerte laut auf. Es klagte: „Zuerst hat es gar nicht weh gethan."

„Und jetzt thut es dir sehr weh?"

„Sehr. Aber sag's nicht dem Vater."

Sie drückte ihn von neuem an sich, liebkoste ihn heftig, hielt ihn innig umschlungen.

Der Knabe schluchzte: „Es thut so weh, so weh!"

„Nein, nein! Sei ruhig, sei ganz ruhig!"

Allmählich wurde Silvio betäubt; Arm und Hals schwollen auf, das Gesicht glühte im Fieber, die Lippen bekamen eine bläuliche Farbe. Von Zeit zu Zeit stöhnte er jammervoll auf; seine Mutter wendete kein Auge von ihm.

Die Sonne ging unter, die Nacht brach herein. Silvio war völlig bewußtlos und röchelte schwer.

Marcantonia legte ihren Sohn nieder und betrat den Turm, wo sie die Lampe anzündete und Salvatore weckte. Mit einem Fluch sprang dieser in die Höhe.

„Du bist wieder da? Wie siehst du aus!"

„Die Carabinieri suchen dich. Ich habe sie nach Paterno geschickt, aber bis Mitternacht können sie hier sein."

„Du hast sie nach Paterno geschickt und bist zurückgekommen —"

„Du mußt gleich fort."

„Marcantonia!"

„Du mußt fort."

„Vergib mir."

„Geh!"

„Wo ist der Knabe?"

„Er schläft; ich kann ihn nicht wecken."

„Behalte das Kind."

„Es ist tot; ich habe es umgebracht."

„Umgebracht, du das Kind?!"

„Du wolltest es der fremden Frau bringen."

Da schrie er gräßlich auf: „Sie hat mich verraten."

„So gehst du nicht zu ihr?"

„Ja — um sie zu töten."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Kurz vor Sonnenaufgang kamen die Carabinieri in Torre San Michele an. Sie fanden den Mann, nach dem sie fahndeten, entflohen. Nur das Weib war da. Aber selbst die wütenden Gensdarmen schreckten vor ihr zurück: eine Sterbende kauerte sie am Herde, im Schoße ein totes Kind.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Erst in Livorno gelang es Salvatore, Lucia zu erreichen; am nächsten Tage sollte die Gesellschaft sich nach Amerika einschiffen. Spät abends erschien er plötzlich im Zimmer der Tragödin, bei der sich ihr erster Liebhaber befand. Salvatore schloß hinter sich zu, würdigte den jungen Menschen keines Blickes und fragte Lucia mit ruhiger Stimme, ob sie es gewesen sei, die ihn der Polizei angezeigt hätte?

Ja, sie war es gewesen.

Warum sie es gethan?

Weil sie sich seiner entledigen wollte! Aber die dummen Carabinieri hatten es falsch angefangen. Statt zu warten, bis er zu ihr nach Rom gekommen, hatten sie ihn in seinem Turm aufgesucht. So war sie um das Kind gebracht worden, denn das Kind hatte sie haben wollen.

Salvatore sagte ihr, daß das Kind tot sei.

„Tot?"

„Seine Mutter hat es getötet."

„Die Gräßliche!"

„Sie wollte nicht, daß das Kind zu dir kam; sie wollte dem Kind einen letzten Liebesdienst erweisen."

Und er faßte nach seinem Dolch.

„Er will mich umbringen! Raffaello, rette mich!"

Aber Raffaello war feige.

Da warf sich Lucia ihm zu Füßen.

„Laß mich leben!"

Salvatore ließ sie leben. Er hatte bereits seinen Dolch nach ihr gezückt; aber als sich das Weib zu seinen Füßen wand, übermannte ihn der Ekel und — er ließ sie leben.

* * *

Trotz der ihm drohenden Gefahr begab er sich wieder nach Torre San Michele zurück; aber die er suchte, fand er nicht. Marcantonia mußte ihren toten Knaben genommen haben und davongegangen sein.

Wohin?

Wohin begibt sich ein zu Tode getroffenes, wildes Tier? Es verkriecht sich und stirbt.

Felice Feste.

In Frascati lebte zu Anfang dieses Jahrhunderts das Ehepaar Leste, arme Feldarbeiter im Dienste des Sor Sebastiano Loguenzi.

Dieser Sor Sebastiano Loguenzi gehörte zu den sogenannten Mercanti der Campagna, jener berüchtigten Genossenschaft von Pächtern des römischen Landes, welche die ungeheuren Strecken entweder von den Aebten oder den Fürsten für einen ziemlich ansehnlichen Zins auf eine Reihe von Jahren mieten und nun die Kraft des Bodens aussaugen wie ein Mörder das Blut seines Opfers. Sor Sebastiano war jung, unverheiratet und so beutegierig wie der Gewissenloseste seines Gewerbes. Er galt außerdem für einen Wüstling, ein Nebencharakter, zu dem er alle nötigen innern und äußern Eigenschaften mit auf die Welt gebracht hatte. Was die letztern, die äußern Eigenschaften anbetraf, so mußte er unter den blonden Typus des Italieners rubriziert werden. Er hatte eine schlanke Gestalt, ein helles Gesicht mit schwarzen, unerbittlichen Augen, mit stolzen Zügen, von einem langen rötlichen Barte und einem prächtigen Haarwuchs umrahmt. Seine Stimme war klangvoll und gebietend; es wurde ihr auch gehorsamt. Er besaß Scharen von Arbeitern, die er am liebsten aus dem Volskischen und den Abruzzen bezog. Diese Menschen, die jeden Sommer mit Weib und Kind ins Römische kamen, waren Halbwilde und wurden daher am schlechtesten bezahlt. Sie hielten jedoch

dem römischen Fieber weniger stand als die Sabiner und das Volk aus den Marken und wurden während der Sommermonate auf den Feldern zu Dutzenden hingerafft. In manchem Jahre blieb von einer Familie keiner übrig, der von dem Arbeitgeber den Lohn hätte fordern können.

Das Ehepaar Leste war von Sor Sebastiano als Feldarbeiter auf seinen Vignen und Oliveten ansässig gemacht worden. Diese befanden sich unterhalb der hochgelegenen Stadt, auf den tiefsten Abhängen des tusculanischen Höhenzuges, also unmittelbar über den unübersehbaren Triften der Campagna. Eine antike Straße, die ehemals zur Villa Luculls geführt, durchschnitt die Besitzung. Aber bereits im Mittelalter war der Weg zum großen Teil zerstört und aus den gewaltigen Lavapolygonen ein Kastell erbaut worden, dessen Mauerwerk, reichlich mit alten Trümmern, Gebälkstücken, Inschriftstafeln, Fragmenten von Säulen und Statuen geflickt, ein ganzes Museum enthielt. Dieser wunderliche Bau wurde außer von Falken, Skorpionen und Vipern ausschließlich von der Familie Leste bewohnt: dem Mann, der Frau und einem Sohn, dem kleinen Felice. Mit Ausnahme der Falken, die das ganze obere, ruinenhafte Geschoß für sich eingenommen hatten, hauste die gesamte Bewohnerschaft in einem einzigen höhlenartigen Raum einträchtig beisammen. Die Wohnung besaß eine niedrige, unverschließbare Thür und auf der nackten Erde einen Feuerplatz. Es befand sich in dem Gelasse ein ungeheures, grellbunt bemaltes, überaus sauber gehaltenes Ehebett, eine schwärzliche Truhe, ein niemals gereinigter Tisch, ein unsicherer Stuhl, eine rußige Pfanne, viel ländliches Handwerkszeug und einige ältliche Kleidungsstücke. An den Wänden, die ein beinahe cyklopisches Mauergefüge aufwiesen, hingen lange Schnüre weißlicher Zwiebeln, getrockneter, purpurfarbener Liebesäpfel und goldgelber Maiskolben, auf dem braunen Grund eine farbenprächtige Mosaik bildend. Das große Putzstück des Hauses war über dem Bette ein verblaßtes, rauchgeschwärztes



Heiligenbild; zuweilen wurde es mit frischen Blumen geschmückt. Daneben, so dicht daneben, als solle sie durch die heilige Nähe geweiht werden, war eine alte Büchse aufgehängt. Rings um das Haus breiteten sich Vignen und Oliveten. Mitten darin lagen Felder von Broccoli und Artischocken, von Mais und Liebesäpfeln, aus denen Feigen-, Granaten- und Pfirsichbäume aufgrünten. In den Senkungen des welligen Terrains zogen sich Pflanzungen von hohem, bläulichgrünem Cannenrohr hin; an manchen Stellen bedeckten den Boden die Trümmer römischer Ruinen, deren braune Massen Ginster umblühte, Epheu und Brombeer umstrickten. Hohe Hecken von Jasmin und Rosen, die Caprifolium und Winden durchrankten, umschlossen das Ganze.

Gino Leste stammte aus dem Volskischen. Es war eine wilde, zügellose Natur, leidenschaftlich, habgierig, rachsüchtig. Er verzieh nicht die kleinste Kränkung; vielleicht vergingen Jahre, bis er Rache dafür nahm; aber Rache nahm er. Dieser Charakterzug vererbt sich bei den Volskern seit dem Altertum vom Vater auf den Sohn. Er ist eine Stammeseigenschaft. Uebrigens war Gino Leste einer der besten Vignajuolen. Trotzdem hätte ihm sein Padrone, eben seines echt volskischen Blutes wegen, längst den Dienst gekündigt, wäre sein Weib, Marietta, nicht gewesen. Diese Marietta war ein merkwürdig schönes Geschöpf. Als sie bereits Mutter geworden, sah sie noch immer aus wie ein vierzehnjähriges Kind: klein, zierlich, zart, mit einem feinen, schmalen, olivendunklen Gesichtchen, aus dem die großen, mächtigen Augen mit einem eigentümlichen Ausdruck von Scheu und Tiefsinn in unveränderlichem Ernst jedermann gleich apathisch und fremd ansahen. Weder ihr Mann noch ihr Sohn besaßen die Gewalt, in diesen Augen einen Strahl von Empfindung aufleuchten zu machen. Leste mochte sie in einem seiner Wutanfälle morden wollen oder sie in derselben wütenden Weise liebkosen, Marietta ließ das eine wie das andre mit regungsloser Miene über sich ergehen

Der kleine Felice mochte schmeicheln oder trotzen, sie mit ihren eignen tiefsinnigen Augen oder den brennenden Blicken seines Vaters anschauen, Marietta verharrte in ihrer sanften Teilnahmlosigkeit.

Die Einnahmen des Ehepaars waren sehr gering; da sie aber lediglich von Gemüsen und Früchten lebten, nur des Feiertags Oelsuppe oder Minestra aßen, selten für ein Kleidungsstück Geld ausgaben, so sparte Sor Leste doch eine kleine Summe zusammen. Außer der volskischen Rachsucht war von allen seinen heißen Leidenschaften die Leidenschaft für „Quattrini" die heißeste.

Eines Sommerabends kam er dazu, wie sein Padrone seinem Weibe etwas zusteckte, das Marietta mit einem seltsamen Aufleuchten ihrer Augen in Empfang nahm und hastig im Mieder verbarg. Leste that, als habe er nichts gesehen, warf jedoch dem Padrone einen Blick zu, bei dem dieser aschfahl im Gesicht wurde und Marietta heftig zu zittern begann. Eilig schwang sich Sor Sebastiano auf sein langmähniges und langschweifiges Pferd. Den breitkrempigen Hut tief in die Stirn gedrückt, bis zum Kinn in seinen schwarzen, faltenreichen Mantel gewickelt, sprengte er davon.

Kaum war er fort, als Leste mit furchtbarer Ruhe seinem Weibe das Zugesteckte abforderte. Es erwies sich als ein armseliges Korallenkettlein, das der Volsker mit einer Verwünschung fortschleuderte: er hatte sehr auf Gold gerechnet. Marietta nahm an, daß ihr Mann sie sofort töten würde; als sie jedoch zu ihrem großen Erstaunen leben blieb, wußte sie, daß es auf einen andern abgesehen war. Ohne ein weiteres Wort warf sich Leste aufs Bett; Marietta ließ er die ganze Nacht auf dem Boden kauern und behielt sie stets im Auge, von Zeit zu Zeit aufstehend und das Feuer schürend. Kaum graute der Tag, als er sich erhob, das Gewehr von der Wand nahm, es zuerst mit Weihwasser besprengte und darauf sorgfältig reinigte. Seine

Frau durfte nicht zum Hause hinaus; dann weckte er Felice, dem er auftrug, nach Frascati zum Padrone zu laufen; seine Mutter lasse ihm sagen, der Vater sei zum Weinhändler nach Marino gegangen, der Padrone möge gleich herab in die Vigne kommen. Leste drohte dem Knaben, ihn umzubringen, falls er etwas andres sage. Als Marietta ihrem Sohn ein Zeichen machte, schlug Leste sie nieder und gebot Felice, nachdem er seinen Auftrag an den Padrone ausgerichtet, nach Tusculum zu steigen und von dem Ziegenhirten dort Käse zu holen.

Unterwegs dachte der Knabe darüber nach, ob er dem Padrone nicht doch sagen solle, daß er vom Vater abgeschickt worden. Er fürchtete sich nicht vor seinem Vater; obgleich er wußte, daß dieser seine Drohung ausführen würde, fürchtete er sich nicht. Aber er hatte versprochen, alles genau so auszurichten, wie es ihm aufgetragen worden, und wie konnte man ein Versprechen nicht halten? Felice war zehn Jahre alt und so wild aufgewachsen wie ein junger Falke; weder Vater noch Mutter hatten sich darum gekümmert, ob er im Nest umkam oder ob ein junger Raubvogel aus ihm wurde; niemand hatte ihm gesagt, daß man ein Versprechen halten müsse; dennoch hätte niemand ihn dazu gebracht, ein solches zu brechen.

Marietta raffte sich vom Boden auf, ordnete gelassen ihr Haar und sah gleichmütig mit ihren Kinderaugen auf ihren Mann. Dieser befahl ihr, Feuer anzuzünden und ihm Kugeln gießen zu helfen, was sie mit derselben Ruhe that, als kochte sie ihr Essen. Darauf lud Leste vor ihren Augen seine Büchse, warf sie über die Schulter, hieß Marietta Hacke und Grabscheit zu nehmen und ihm an den Platz in der Oliveta zu folgen, wo sie gestern abend das Liebeszeichen Sor Sebastianos erhalten. Dort angekommen, lehnte er die Büchse an den Stamm eines Oelbaums, griff zur Hacke, bedeutete seinem Weibe zu graben und machte sich an die Arbeit. Gerade ging die Sonne auf. Die Cam=

pagna leuchtete in Morgensonnengluten, als die Landleute, die von Frascati in die Weinberge zogen, in den Vignen des Sor Sebastiano einen Schuß fallen hörten. Bald darauf sahen einige die Marietta aus der Oliveta kommen und dem Hause zugehen mit ihrem gewöhnlichen, langsamen, müden Schritt.

Am Abend kam Felice von Tusculum mit dem Käse nach Hause. Er fand die Schüssel mit Maisbrei schon auf dem Tisch und die Mutter auf ihn wartend. Mutter und Sohn setzten sich und aßen. Felice war durch den weiten Gang schrecklich hungrig; aber es mußte doch für den Vater etwas übrig bleiben, der noch immer nicht von der Arbeit zurück war. „Iß alles auf!“ sagte seine Mutter und schob ihm die Schüssel zu. Verlegen schaute Felice darauf, traute jedoch seinem Glück noch nicht recht. „Aber der Vater“ — — „Der kommt nicht, iß nur.“ Jetzt ließ er sich's schmecken! Also war der Vater doch noch nach Marino zum Weinbauern gegangen. Nach dem Padrone wagte er nicht zu fragen. Dann gingen beide schlafen. Ueber dem Bett neben dem Heiligenbild hing wieder die Büchse.

Als Felice erwachte, war es heller Tag. Seine Mutter stand bereits mit der Spindel vor der Thür und spann. Er lief hinaus, um den Vater bei der Arbeit aufzusuchen und ihm zu sagen, daß der tusculanische Ziegenhirt ihn grüßen lasse. Als er in die Oliveta kam, fand er seinen Vater tot in einer Lache schwarzen, geronnenen Blutes. Der Gemordete war auf den Rücken gefallen, hatte die Augen weit offen und ein seltsamer Ausdruck von Staunen lag auf dem braunen, wilden Gesicht. Felice lief schreiend zur Mutter zurück; aber die sagte: „Ich weiß schon,“ und spann ruhig weiter. Felice schluchzte noch einige Male, aber mehr aus Schreck als aus Schmerz; sein Vater hatte ihn vor Jahren ungerechterweise gezüchtigt, was der Knabe nie vergessen konnte.

Der Ermordete wurde gefunden und begraben und der Mörder, den jedermann zu kennen meinte, auf freiem Fuß gelassen. Er hielt es nicht einmal für nötig, auf einige Zeit in den Buschwald zu gehen: der Macchie bedienten sich damals in der Romagna nur mittellose Totschläger.

Die Witwe des Ermordeten blieb im Kastell, darin für Felice im Turm ein Gelaß eingerichtet wurde. Marietta trug eine neue Korallenschnur und ging des Sonntags in einem neuen, purpurfarbenen Mieder zur Kirche. Auch ihr gesticktes Schleiertuch erregte vielfachen Neid. Sie sah darin so kindlich holdselig aus, wie eine Luinische Madonna, ihre ernsthaften Augen hatten seit einiger Zeit einen eigentümlichen Glanz. Sie ließ für ihren ermordeten Mann auffällig viele Messen lesen, trieb eine Verschwendung mit geweihten Kerzen und stiftete der Madonna bei den Kapuzinern auf Tusculum, zu denen sie beichten ging, ein Paar silberner Leuchter. Sor Lestes ersparte Schätze gingen für sein Seelenheil auf. Solche Frömmigkeit trug ihr den Beifall aller ein.

Nach einem halben Jahr gebar sie einen Knaben und kurze Zeit nachher setzte Sor Sebastiano in seine frascatanische Vigne einen neuen Aufseher ein. Marietta mußte mit ihrem Sohne und dem Säugling das Kastell räumen und bezog in der Nähe irgend eine andre höhlenartige Wohnung. Sie wollte nun bei ihrem frühern Padrone auf Tagelohn arbeiten, erhielt aber abschlägigen Bescheid. Auch das nahm sie mit größter Gelassenheit auf. Im übrigen war seit der Geburt des Knaben eine große Wandlung mit ihr vorgegangen. Marietta hatte sich in die glückseligste Mutter verwandelt. Sie ließ ihren drallen Buben nicht von den Armen, ihr Gesicht strahlte, ihre Augen leuchteten. Sie scherzte mit dem Kinde, sang es in Schlaf, ließ es von jedem anstaunen; sie war plötzlich belebt, wie neugeboren. Um Felice kümmerte sie sich noch weniger als früher, kaum, daß sie notdürftig für seine Nahrung Sorge trug. Zu seinem Glücke konnte sich Felice dieselbe selbst

vom Felde holen, denn der Cichoriensalat, den sie jetzt täglich aßen, wuchs allerorts wild.

Felice blieb ein zarter Knabe; aber eine mächtige Leidenschaft erfüllte ihn ganz und gar. Als sie ihn und die Mutter aus der Vigne vertrieben, hatte er nur darauf geachtet, daß seines Vaters Büchse mitgenommen wurde; er ließ sie damals nicht aus den Händen, sich weder um das Heiligenbild, noch um sein rotes Sonntagshemd kümmernd; in der neuen Behausung suchte er sorgfältig einen sichern Platz für das Gewehr aus. Das Gedächtnis jener blutigen That lebte auf das heftigste in ihm fort. Jeden Abend, wenn er sein gewohntes Gebet abmurmelte, unterließ er nicht, hinzuzufügen: „Liebe Gottesmutter, und sie haben auch meinen Vater totgeschossen." Einmal hörte ihn seine Mutter mit vor Leidenschaft bebender Stimme so beten. Eine ganze Zeit lang wiederholte er dieselben Worte, laut und lauter, immer leidenschaftlicher. Marietta stand mit hoch emporgehaltener Oellampe regungslos hinter ihm, aus weit aufgerissenen Augen entsetzt ihren Sohn anstarrend. Sie hätte sich gern aus der Kammer fortgeschlichen, aber sie konnte sich nicht regen. Als der Knabe sich umwandte, schrie er beim Anblick der Mutter laut auf. Ihn immerfort ansehend, ging sie rückwärts zur Kammer hinaus.

Andre Knaben zeigten Felice den ehemaligen Padrone seiner Eltern: „Du, der hat deinen Vater erschossen!" Oft spielten sie: Sor Leste und Sor Sebastiano. Derjenige Knabe, der den letztern vorstellte, mußte herumgaloppieren und wurde von Felice mittels Galläpfel aus dem Hinterhalt niedergestreckt. Darauf floh er in die Macchie, wo die Sbirren ihn vergeblich suchten. Der düstre, leidenschaftliche Ernst, mit dem der Sohn des Gemordeten diese Spiele betrieb, riß seine Gefährten hin. Trotz seiner Zartheit hatten selbst die Größeren und Stärkeren Respekt vor ihm. Die Kinder machten unter sich aus, daß Felice den Mörder seines Vaters töten müsse, sobald er „erst groß

geworden". Und der junge Bluträcher war ganz damit einverstanden.

Marietta pflegte mit ihrem Jüngsten den ganzen Tag vor der Hütte zu kauern. Den Weg nämlich, der an ihrem Hause vorbeiführte, mußte jeden Tag Sor Sebastiano kommen, wenn er von Frascati nach seiner Vigne ritt. Erblickte sie ihn, hob die junge Mutter, ohne aufzustehen, ihr Kind hoch empor, es gewissermaßen dem Reiter weisend. Dieser sprengte im Galopp vorüber, was dem kleinen Buben stets solche Freude machte, daß er laut aufjubelte und verlangend seine beiden runden Aermchen ausstreckte. Dann lachte auch Marietta. Felice wohnte dieser Scene häufig bei. Mit geballten Händen stand er neben seiner Mutter, aus düstern Augen den vornehmen Mann feindselig anstarrend. Jedesmal, wenn Sor Sebastiano vorüber, sagte er mit einem tiefen Atemzug: „Der hat den Vater totgeschossen! Wenn ich groß bin, schieße ich ihn wieder tot." Seine Mutter erwiederte nie ein Wort, doch sie sah ihren Sohn mit demselben entsetzten Blick an, mit dem sie ihn an jenem Abend angeschaut hatte, als sie, vom Schein der Lampe beleuchtet, vor ihm gestanden.

Wochen, Jahre vergingen. Die Witwe des Gemordeten sank immer tiefer in Elend und Not. Verdiente sie sich einmal etwas durch Spinnen, verspielte sie das Geld sogleich wieder in der Tombola; die kleinen Gewinste, die sie von Zeit zu Zeit erhielt, verthat sie entweder in Pizzakuchen, den sie ihrem Jüngsten aus Frascati mitbrachte, oder für geweihte Kerzen. Zu Totenmessen reichte es nicht mehr aus.

Sor Sebastiano betrieb unterdessen seinen doppelten Lebensberuf mit Nutzen und Erfolg weiter. Er war noch immer nicht verheiratet, aber man munkelte, daß er um ein albanisches Mädchen werbe. Marietta vernahm das Gerücht mit einer an Stumpfsinn grenzenden Gelassenheit. Sie hockte so ziemlich den ganzen Tag vor der Hütte, ließ den

jetzt sechzehnjährigen Felice für die Ernährung der Familie sorgen und lebte dann nur für Augenblicke auf, wenn sie Sor Sebastiano vorbeigaloppieren sah, oder wenn der kleine Carlo, von Hunger getrieben, zu ihr gelaufen kam. Ihre mütterlichen Liebkosungen nahmen immer mehr den Charakter einer solchen Leidenschaft und Wildheit an, daß der Knabe unter ihren Umarmungen und Küssen häufig mörderisch zu schreien begann. Mehr und mehr fing er an, sich vor seiner Mutter zu scheuen, während er seinem Bruder Felice, den er abgöttisch liebte, trotzdem dieser ihm nie ein freundliches Wort gab, beinahe nicht von der Seite ging. Marietta haßte deshalb ihren Erstgebornen.

Unmittelbar hinter der Steinhöhle, welche die Lestes bewohnten, erstreckte sich der Wald von Grottaferrata, eine schöne Wildnis von Myrten und Lorbeerdickichten, aus denen gigantische Eichen, umschlungen von Epheu, feierlich aufstiegen. Scharen von Wildtauben und glänzend gefiederten Blaudrosseln, von Amseln und Nachtigallen belebten diese köstliche Waldung, sie mit ihrem Gesang erfüllend und durchtönend. Felice trieb sich zu jeder Jahreszeit von früh bis spät darin umher mit seines Vaters Büchse und schoß Vögel. Als echter Italiener machte er zwischen einer Krähe und einer Nachtigall nicht den geringsten Unterschied. Sehr bald gewann er eine solche Fertigkeit und Sicherheit im Schießen, daß er den kleinsten Vogel im Fluge traf. Jeden Abend brachte er seinen Jagdkorb, den er sich selbst aus Binsen geflochten, voller gefiederter Beute nach Haus. Was sie nicht verzehrten, verkaufte er in Frascati.

Im nächsten Sommer hieß es plötzlich: Sor Sebastiano hält Hochzeit.

Am Tag vor der Vermählung sollte in der Vigne ein ländliches Fest gefeiert werden. Am Morgen schickte der Bräutigam einen Boten an Marietta: Wenn sie heute wieder vor ihrer Hütte hocke, werde man sie andern Tages zwingen, sie zu verlassen. Sie möge dann zusehen, wo sie unter-

komme; in Frascati würde kein Mensch sie und ihr Kind aufnehmen. Als der Mann diese Drohung ausrichtete, war Felice zugegen. Marietta gab keinerlei Bescheid und that, als ginge sie die ganze Sache nichts an; auch ihr Sohn blieb stumm. Sobald sich der Knecht entfernt, kramte sie ihren sorgfältig verwahrten Sonntagsstaat hervor und begann sich festlich anzukleiden. Felice sah ihr zu, ergriff dann seine Büchse und verließ, ohne ein Wort zu sagen, die Kammer. Er begab sich in seine Stube, wo er noch eine jener Kugeln verwahrte, die seine Mutter einstmals dem Vater hatte gießen helfen.

Schon um Mittag saß Marietta trotz der Sonnenglut in vollem Staat vor der Thür und schaute unverwandt auf die Straße. Der kleine Carlo, der den ganzen Nachmittag seinen Bruder draußen gesucht hatte, kam bitterlich weinend zur Mutter, die ihn mit einem Stück Maisbrot trösten sollte. Marietta gab ihm außer ihrem eignen Anteil auch noch den von Felice, dem Kinde überdies einen großen süßen Kuchen versprechend, wenn es hübsch artig bei ihr bleibe. Solcher Lockung war nicht zu widerstehen. Mit vollen Backen kauend setzte sich der Knabe glückselig zu Mariettas Füßen, bei jedem Geräusch erwartungsvoll aufblickend, ob sein lieber Felice nicht endlich komme.

Gegen Abend vernahm Marietta von fern festlichen Lärm: Tamburingerassel, Lautenspiel und die schwermütigen Töne des Dudelsacks. Junge Burschen sangen dazu. Marietta wußte, was sie sangen: das Brautlied. Sie konnte es auswendig, denn sie hatte es sich einmal selbst gesungen, leise, leise, damit ihr Mann sie nicht vernahm. Regungslos dasitzend und lauschend, sang sie unwillkürlich mit: leise, leise.

Immer näher schallten Musik und Gesang. Carlo sprang auf und wollte hinlaufen. Aber seine Mutter hielt ihn fest und zog ihn an ihre Kniee. Das Abendrot hüllte Mutter und Kind in eine Glorie.

Bald ward zwischen den hohen Hecken der Zug sicht-



bar. Voraus in ihrer buntesten Festtracht latinische Landleute, Feldarbeiter des Sor Sebastiano, welche die Musik und den Gesang vollführten. Dann zu Pferd, prächtig geputzt, Bräutigam und Braut, von jungen, Tamburin schwingenden Mädchen umtanzt. Dem Paare schlossen sich die gleichfalls berittenen Gäste an. Volk von Frascati und andern albanischen Bergstädten drängte nach.

Marietta rührte sich nicht.

Als der Zug zur Hütte kam, stieß der kleine Carlo einen Freudenschrei aus, riß sich von seiner Mutter los und wollte auf Felice zueilen, der eben aus dem Hause trat. In demselben Augenblick fiel ein Schuß. Sor Sebastiano wankte im Sattel und stürzte mit dem Oberleib auf den Hals seines Pferdes.

„Sieh, Carlo, das ist dein Vater!"

Mit diesen wild gerufenen Worten riß Felice den Knaben auf und zeigte ihm den Gemordeten. Gleich darauf war er in der Macchie verschwunden. Bei der nun folgenden Verwirrung dachte niemand daran, ihn zu verfolgen. Keiner der Landleute hätte es wohl auch gethan.

Marietta gebärdete sich wie unsinnig; sie verwünschte ihren Sohn und schrie in einem fort: „Ich bin es ja gewesen, die den Gino Leste umgebracht hat! Ich bin es ja gewesen!" Man hielt sie für toll und vertrieb sie mit Schlägen. Wie ein Hund schlich sie von weitem der Leiche nach, die man in die nächste Kapelle schaffte, und kauerte die ganze Nacht auf der Schwelle.

* * *

Zwanzig Jahre später setzte die päpstliche Regierung auf den Kopf eines volskischen Briganten einen hohen Preis. Dieser Räuber war Felice Leste.

Die Mutter der Catonen.





Wo heute, hoch über der römischen Campagna, auf den schönen Höhen des Albanergebirges zwischen weiten Weinfeldern und ausgedehnten Olivenwäldern mit vielen ehrwürdigen Kirchen und prächtigen Palästen das wonnige Frascati liegt, bedeckten zur Zeit der alten Herrlichkeit die Villen und Landgüter der römischen Großen das ganze Land. Von den greisen Mauern Tusculums zog sich die Menge der Prachtbauten in goldig leuchtendem Travertin und schneeigem Marmor die Hügel hinunter und durch die weite Ebene bis vor die Thore der Beherrscherin der Welt. Unsagbar bleibt, welche Werke der Kunst, welche Schönheit, welcher Reichtum auf diesem Fleck Erde zusammengehäuft waren. Hier hatten Tiberius und Galba prächtige Landhäuser, hier lag das köstliche Tusculum Ciceros, hier besaßen die Catonen weitläuftige Güter, und hier befanden sich die weltberühmten Gärten des Lucull, von einer Ausdehnung, daß ganz Rom darauf Platz gefunden hätte, und von einer Herrlichkeit, die später ihresgleichen nur in der tollen Cäsarenzeit fand.

Seit der Blüte dieser elysischen Gegend sind beinahe zwei Jahrtausende vergangen; aber weder die zahllosen barbarischen Verwüstungen, die im Laufe der Jahrhunderte stattfanden, noch die Zeit selbst vermochten die Zerstörung zu vollenden; die Spuren, welche von jener Epoche übrig geblieben, sind noch heute so gewaltig, daß sie das Staunen

der Gegenwart hervorrufen. Denn fast alles, was auf den tusculanischen Hügeln als eine Aufwellung des Bodens, als natürliche Terrasse und Böschung erscheint, besteht aus Substruktionen antiker Villen und Paläste. Die meisten dieser mächtigen Mauerwerke haben sich in Hügel gewandelt, welche Oliveten und Vignen, weite Kastanienwaldungen und tiefschattige Dickichte hochstämmigen Lorbeers und Laurustinus auf sich tragen; andre wiederum dienen den Palästen Frascatis als Unterbauten, und noch andre liegen zum Teil offen da, halb versunken in den üppigsten Fruchtgefilden, inmitten der köstlichsten Wildnisse, mit Epheu besponnen, von Rosen überwuchert, von goldigem Ginster umblüht, unergründliche Labyrinthe von Gängen, Grotten und Hallen. Diese Ruinen, von denen manche die Ausdehnung einer kleinen Stadt haben, scheinen nicht Stein und Mörtel, sondern Fels zu sein; sie ziehen sich vom Scheitel des Berges bis zu den mittlern Höhen herab und von diesen bis in das ebene Land hinein. Die Bürger Frascatis benutzen sie als unerschöpfliche Fundgruben des herrlichsten Baumaterials, der Landmann verwünscht sie, dem Hirten und Banditen dienen sie als Zufluchtsort und Wohnung. Von den zahlreichen Fremden geht der echte Tourist achtlos daran vorüber; aber sie sind das Entzücken des Landschafters und aquarellierenden Dilettanten, und dem Archäologen macht es Vergnügen, gelehrte Namen für sie zu finden.

* * *

Erstes Kapitel.

Von allen Herrlichkeiten der Villa des Lucull, welcher dieser große Lebemann des Altertums im Albanergebirge besessen, ist nur ein einziges Stück unscheinbaren, grauen Gemäuers auf die heutige Zeit gekommen — das Grab Lucullls.

Die Gruft, darin der geniale Schlemmer von dem Bacchanal seines Lebens ausruhte, war einstmals im Schmuck ihrer Marmorbekleidung ein leuchtender Prunkbau, der weit hinausstrahlte über die Gärten und Rosengefilde jenes unvergleichlichen Landsitzes. Räuberische Hände haben das kostbare Gestein zertrümmert, das prangende Grab aufgerissen, nach Schätzen durchwühlt und den stillen Bewohner des schönen Hauses aus seinem Marmorbette gezerrt. Heute ist das Denkmal ein öder Steinhaufen, die Grabkammer eine leere Höhlung, in welche die Sonne hineinscheint.

Der Bau befindet sich mitten in Frascati, das nebst allen seinen Kirchen, Klöstern und Palästen von den Trümmern der Lucullischen Villa gebaut ward; es liegt eingezwängt zwischen zwei armseligen Häusern, die beide, um eine Wand zu ersparen, das alte Steinwerk benutzten. Diese bequeme Bauart gibt einem jeden der Häuschen ein wunderlich schiefes Aussehen und läßt den hohen, schlanken Rundbau der Grabruine wie einen derben Keil erscheinen, den eine Riesenfaust in eine menschliche Wohnung getrieben, sie mitten durchspaltend. Der Geschmack des einen Hausbesitzers ließ die Wände seines Eigentums schön rosenrot anstreichen, während die Mauern des andern Häuschens im zartesten Himmelblau erglänzen; dazwischen steht nun das arme, seiner Schönheit beraubte Römergrab grau und trübselig da, gleich einem mißmutigen alten Gesellen, der an jedem Arm ein sonntäglich geschmücktes, bescheidenes, aber frisches, junges Ding führt, mit welchen guten Kindern der Griesgam womöglich zu Tanze gehen soll.

Aber auch der Alte kann sich herausputzen. Wie ein Bursch, der auf Freiersfüßen geht, sich den Hut voller Blumen und bunter Bänder steckt, so lustig farbig trägt es die ehrwürdige Ruine auf ihrem greisen Haupt; denn mit der Zeit hat sich auf der zertrümmerten Grabkuppel ein wilder Garten angesiedelt. Im Frühjahr leuchtet das Gemäuer von Goldlack und Goldregen, als ob alle Schätze

Roms darüber ausgeschüttet wären; einige Wochen später umranken es buntes Caprifolium, blaue Wicken und rote Winden, die in der Sonne wie Edelsteine funkeln; Rosen klettern auf und ab, Weißdorn und wilder Schneeball verhüllen mit ihrem winterlichen Schimmer die Risse; und ist die eine Blumengattung verblüht, knospet bereits wieder eine andre, so daß das ganze Jahr hindurch von dem grauen Gestein ein süßer Wohlgeruch ausgeht, als entströmten dem Grabe des berühmten Prassers noch immer die Düfte Arabiens.

Auch das war schön von der alten Ruine, daß sie selbst den wildesten und verwegensten Straßenjungen Frascatis nicht auf ihre ehrwürdige Wölbung hinauf, nicht in ihr Zaubergärtlein hinein ließ. Diese Eigenschaft, welche das Grabmal mit hohen Türmen und steilen Felsen gemein hatte, machten sich die Vögel zu nutze; in Scharen nisteten sie droben, und es waren nicht etwa gemeine Dohlen, Krähen und Falken, sondern vornehme Amseln, Drosseln und Nachtigallen, die in den lauen römischen Frühlingsnächten das Grab Luculls umflöteten und umschluchzten, als lägen Romeo und Julia, die seligen Liebenden selbst, hier begraben.

Vor der Ruine befindet sich ein kleiner Platz, in dessen Sand- und Schmutzhaufen die junge Brut der Frascataner mit einer Schar von Hühnern, Hunden und Schweinen sich teilt; redlich bemühen sich die Kinder, die Natur ihrer Spielgefährten anzunehmen; sie krähen wie die Hähne, heulen wie die Hunde und grunzen wie die Schweine, mit denen sie sich im Schmutze wälzen. Der Platz heißt Piazza di Lucullo! Es gibt auch eine Via di Lucullo und ein Vicolo di Lucullo, eine dunkle, enge, schmierige Gasse, und ein dunkles, enges, schmieriges Gäßchen, welche beide von der Piazza di Lucullo steil nach dem Domplatz hinabführen und in denen dieselbe Bevölkerung wie auf der Piazza sich herumtreibt, nur daß zu den Kindern, zu den

Hühnern, Hunden und Schweinen eine Menge von Weibern sich gesellt; Weiber, die spinnend an den schwarzen Wänden lehnen, Weiber, die müßig in den Thüren, auf den schmutzigen Treppen kauern, Weiber, die ihren Salat waschen, ihre Haare kämmen, ihren Säuglingen die Brust reichen und die alle zusammen ein Geschrei anheben, als ob ein Mord geschehen wäre.

Doch es gab in Frascati nicht nur eine Piazza, eine Via und ein Vicolo di Lucullo, sondern es gab daselbst auch eine Calzoleria di Lucullo; denn in der Grabkammer des glückseligen Heiden hauste ein junger Schuhmacher, der eigentlich Angelo Principini hieß, der aber, weil er im Grabe Lucalls wohnte, von ganz Frascati Sor „Lucullo" genannt ward.

Lucullo war nur ein Flickschuster; aber was für ein Flickschuster war er! Für die braunen, zierlichen Füße der schönen Frascatanerinnen aus der gegerbten Haut einer Ziege oder eines Rindes mit Hilfe von Pfriemen und Ahle einen Schuh herzustellen, ein solches Kunstwerk hätte unser wackerer Lucullo allerdings nicht zu stande gebracht; doch wenn eine der vielen schwarzhaarigen, schwarzaugigen und braunwangigen Töchter der wonnigen Weinstadt — Lucullo flickte mit Vorliebe die Schuhe der Frascatanerinnen: der jungen Frascatanerinnen, aus dem plumpen Fußwerk der Frascataner machte er sich nichts — wenn eine der braunen, hübschen Hexen über den Platz, der seinen Namen führte, zu seiner Grabwohnung geschritten kam, das helle Schleiertuch über dem Kopf, in der einen Hand den Fächer und in der andern den zerrissenen Schuh, so pochte dem guten Lucullo das Herz, als ob ein neckischer Kobold mit seinem Hammer kräftig auf des Flickschusters Brust losschlüge, als ob diese ein Stück grober Rindshaut wäre. Die Schöne kam und brachte unserm wackern Meister den zerrissenen Schuh. Zunächst wurden auf das zierlichste Grüße getauscht und höfliche oder scherzhafte Reden gewechselt, darauf nahm

Lucullo, mit einem eindringlichen Blick in die Augen seiner Kundin, ihr den Schuh sanft aus der Hand, prüfte auf das bedächtigste — bei der sehr jungen und sehr hübschen Frascatanerin auf das andächtigste — zog den Fall mit gebührender Wichtigkeit in Erwägung, sich so voller Inbrunst in die Sache versenkend, daß er, um den zerrissenen Schuh in seiner Hand wieder herstellen zu können, durchaus den andern Schuh, den die Schöne am Fuße trug, eingehend betrachten und in allen seinen Formen studieren mußte. War nun der zerrissene Schuh dermaßen defekt, daß er sich kaum noch flicken ließ, und kam, während der Meister das Objekt mit nachdenklichen Blicken betrachtete, die Schöne selbst zu dieser Ueberzeugung und meinte sie: sie thäte eigentlich besser, bei Sor Tommaso ein neues Paar Schuhe zu bestellen, geriet der gute Lucullo in die höchste Aufregung. Er bestritt auf das heftigste den hoffnungslosen Zustand des kranken Schuhs, bewies auf das schlagendste, wie gut er noch zu heilen sei, meinte, es wäre eine Sünde, dem Dasein des hübschen Schuhwerks ein so frühes Ende zu bereiten, und seine Kundin brächte sich um Geld und Gut, würde sie sich bei dem albernen Tropf, dem Tommaso, schon wieder ein neues Paar bestellen. Gelang es seiner Beredsamkeit, die Schöne von ihrem Vorsatz abzubringen, so hatte unser Lucullo einen besonders guten Tag. Mit wahrer Wonne nahm er die Ruine von einem Schuh in Arbeit, so lange daran herumflickend und -hämmernd, bis das scheinbar Unmögliche möglich geworden war.

Und wie er bei der mühseligen Arbeit pfiff und sang; welche neckischen Rispetti, allerliebsten Ritornelli und schwermütigen Canzonen er dem Volk auf der Piazza zum besten gab, wie er, war sein Werk vollendet, den Schuh putzte, bis er in dem Glanze sich spiegeln konnte; wie er sein hübsches Bild auf dem blanken, schwarzen Grunde anlachte; wie er der Schönen pünktlich an dem bestimmten Tage die Arbeit zurückgab (sie mußte dieselbe aber selbst abholen); wie er sich an

ihrem Staunen ergötzte; wie er schließlich eine so geringe Forderung machte, daß die Schöne ganz verlegen wurde; wie diese ihm dann auf das anmutigste dankte; wie er von neuem sang und pfiff und pfiff und sang —, man mußte ein Stein am Grabmal Luculls sein, um vollständig gleichgültig dabei zu bleiben.

Mißlangen indessen alle Künste Lucullischer Ueberredungsgabe, oder scheiterten sie an dem unheilbaren Leiden des Schuhes, und verließ die schöne Frascatanerin den fleißigsten, lustigsten und hübschesten aller Schuhflicker des römischen Reiches, um sich bei Sor Tommaso ein neues Paar Schuhe zu bestellen, so konnte es vorkommen, daß unserm wackern Meister den ganzen Tag über nicht ein einziges zärtliches, schwermütiges oder leidenschaftliches Lied einfiel. Verdrossen saß er im tiefsten Innern seiner Gruft, flickte mißmutig darauf los, und während er flickte, sangen auf dem Grabmal Lucullss die Amseln und Nachtigallen, bei deren klagenden Tönen unser armer Meister sich eindringlichst vorstellte, wie sein Nebenbuhler und Todfeind, der lahme, schieläugige, griesgrämige Sor Tommaso, dem schönen Geschöpf die Schuhe anmaß — sage anmaß! — und daß er in seinem ganzen Leben noch nicht ein einziges Mal einen vollständig neuen Schuh gemacht, geschweige denn angemessen hatte. Dabei wußte er ganz genau: dieser Sor Tommaso war ein jammervoller Ignorant, ein elender Pfuscher und Stümper, dessen miserabel gearbeitetes Schuhzeug noch niemals auf einen Fuß gepaßt hatte — wenigstens nicht auf einen Frauenfuß! Was aber that dieser schnöde Tropf, was that er? Zweimal probierte er sein Machwerk an! Ja, war das Mädchen sehr jung und ganz besonders schön, so war es vorgekommen, daß der Elende seinen Schuh dreimal anprobiert hatte. Und das ließen sich die armen, hübschen, gequälten Geschöpfe gefallen, von diesem klumpfüßigen, buckligen, widerwärtigen Sor Tommaso! Mit einem Wort: der schwere Kummer unsres Lucullo war,

daß er als Flickschuster seiner Lebtage nicht dazu kommen würde, ein Paar Schuhe anzumessen, sondern immerzu flicken, immerzu flicken mußte. Was für Vorwürfe hatte er seinem lieben Heiligen und guten Schutzpatron, dem werten San Crispino, schon um dieser Sache willen gemacht!

Im übrigen, wäre auf der Welt der verfl .... Sor Tommaso und das verd ..... Anmessen nicht gewesen, so hätte unser Meister Lucullo mit keinem Menschen getauscht, und wäre sein berühmter Namensvetter und Vorbewohner seines hübschen kleinen Hauses, der selige Römer Lucius Lucullus, selber gekommen, um ihm für den Pfriemen einen seiner weltberühmten Rosenkränze abzutreten.

Es war aber auch ein herrliches Leben, welches er, Lucullus Nr. 2, führte. Sobald die Sonne über das Blumengärtchen auf der Kuppel des ehemaligen Prachtbaues ihre ersten Strahlen gaukeln ließ, öffnete sich die grün angestrichene Holzthür, welche das einzige Gemach des Hauses abschloß, und Lucullo trat heraus. War das Wetter schlecht, zog sich unser Meister in seine Grabkammer zurück wie eine Schnecke in ihr Haus; war es schön, verlegte er die ganze Werkstatt ins Freie, scherzte mit allen, schwatzte mit allen, lachte mit allen, dazwischen flickend und hämmernd, pfeifend und singend, von morgens früh bis spät in die Nacht hinein.

Es war merkwürdig: alle Neuigkeiten Frascatis wurden auf der Piazza Lucullo zusammengetragen, als ob sich dort für dergleichen Artikel ein Magazin befände. War einer ermordet worden oder hatte eine in der Tombola gewonnen; war jemand gestorben, jemand geboren; hatte sich jemand verlobt, jemand verheiratet — bevor diese wichtigen Ereignisse in der Stadt bekannt waren, wußte sie Freund Lucull. Weder beim Barbier im Corso Vittorio Emanuele, noch in der Apotheke auf der Piazza del Duomo oder beim

Pizzicarol gab es so viel zu hören wie bei dem jungen, hübschen Flickschuster am Grabe Luculls.

Eine Quelle unerschöpflicher Belustigung waren für unsern Meister die Fremden, die Inglesi und Tedeschi, von denen täglich etliche daher kamen, sich feierlich vor den alten Bau aufpflanzten, ein rotes oder braunes Buch aus der Tasche zogen, zu lesen begannen und dann starren Blickes sein kleines Haus betrachteten, als wären Wunderdinge daran zu sehen. Einigemal ereignete es sich sogar, daß das Haus Meister Luculls abgemalt und abgezeichnet wurde, und eines Tags kam ein Fremder zu ihm und fragte: ob er, der im Grabe Luculls wohnte, auch wisse, wer dieser Lucull gewesen sei?

Wer dieser Lucull gewesen sei — — Lucull mußte lachen: wie sollte er wissen, wer dieser Lucull gewesen sei? Vielleicht auch ein Flickschuster.

Uebrigens bestand zwischen dem seligen Lucius Lucullus und unserm guten Freund eine starke Seelenverwandtschaft: gab es doch in ganz Frascati keinen solchen Feinschmecker wie Lucull Nr. 2.

Was das Trinken anbetraf, so galt er darin als eine unbestrittene Autorität, und das wollte in Frascati etwas besagen. Er kannte die Beschaffenheit jeder Traube aller Vignen von Albano bis Monte Compatri. Sein Prüfen der verschiedenen Weinsorten war mehr als ein Talent, es war Genie; mit dem unfehlbaren Instinkt eines Hundes witterte er den rechten Keller und in dem Keller das rechte Faß; der Weinschank, den er besuchte, fühlte sich geehrt und machte Reklame damit. Wie Lucullo in einer der hundert Spelunken Frascatis bald einen rosso acsiuto, bald einen bianco dolce, jetzt einen aleatico, dann einen spumante kostete, war ein sehenswerter Anblick.

Ein eben solcher Künstler war er im Essen. In der Trattoria, wo er jeden Mittag und jeden Abend speiste, wurden die Artischocken, die gefüllten Tomaten und die

Maccaroni genau nach seiner Angabe zubereitet; er wußte aus verschiedenen Kräutern und Gemüsen eine ausgezeichnete Minestra zu komponieren; und es gab ein Lieblingsgericht der Frascataner, eine Art von Spaghetti, die nach ihrem Erfinder „al Lucullo" genannt wurde. Sonntags schoß er sich gewöhnlich selbst seinen Braten. In aller Frühe stieg er nach Tusculum hinauf, in den tiefen Waldungen des Ruinenbergs nach unschuldigen Singvögeln fahndend. Amseln zog er den Drosseln vor, und lieber als Amseln jagte er Nachtigallen. Für die berühmte Pastete, die einst sein Namensvetter aus den Zungen jener lieblichen Sänger bereiten ließ, wäre unser Lucullo just der rechte Gast gewesen.

Zweites Kapitel.

Ueber die Piazza Lucullo führt es hinauf zu den Kapuzinern, deren Kloster in ziemlicher Höhe über der Stadt inmitten der schönen Wildnisse tusculanischer Villen liegt. Das Heiligtum erfreut sich eines weit verbreiteten Rufes; denn es besitzt eine Madonna, die vor Zeiten Wunder bewirkte und also zu jeder Zeit neue Wunder zustande bringen kann. So wird denn die Kirche der guten Kapuziner, trotz des steilen Weges, der zu ihr führt, fleißig von frommen Frascatanern und besonders von frommen Frascatanerinnen besucht. Ein großer Teil dieser Andächtigen mußte an dem Hause unsres lustigen Flickschusters vorüber, welcher eines Tages die Entdeckung machte, daß die Menschen doch sehr verschieden geartet wären, indem einige im Schweiße ihres Angesichts einen hohen Berg hinaufklettern, um droben das Kreuz zu schlagen und recht inbrünstig die Heiligen anzurufen, während andre lieber sitzen blieben, wo sie gerade

saßen, um gelegentlich in aller Gemütlichkeit und Fröhlichkeit einen gelinden Stoßseufzer an ihren Schutzpatron zu richten, wofür dieser gute Mann, gleichfalls in aller Gemütlichkeit und Fröhlichkeit, sich bei passender Gelegenheit dankbar erweisen konnte.

Eines Frühlingstags saß Lucull vor seinem Grabe und hämmerte im Takt zu dem Pfeifen einer Amsel, die auf dem Dache unter blühendem Goldregen ihr Nest baute, an dem Schuh eines biedern Frascataners; also mit etwas weniger Lust und Liebe zur Sache, als wenn es gegolten hätte, einem Pantöffelchen ein allerletztes Mal zu kurzer Lebensdauer zu verhelfen. Das ungefügige Gehwerk hin und her drehend und mit nicht gerade wohlwollenden Blicken musternd, brummte er: „Was der Kerl für einen Fuß haben muß! San Crispino, wie kann ein Christ einen solchen Fuß haben? Warum geht der Mann nicht zu meinem lieben Kollegen Tommaso! Da könnte dieser wunderhübsche Junge nach Herzenslust Maß nehmen, da könnte dieser reizende Mensch ein halbes Dutzend Mal anprobieren. Werde ich mich mit solchem Klumpfuß plagen!"

Damit flog der Schuh des biedern Frascataners über die Schulter des Meisters in die Kammer hinein; gerade wollte Lucull sich bücken, um aus dem Haufen zerrissenen Lederwerks am Boden den zierlichsten Schuh herauszulesen, als er seinen Namen rufen hörte und zwar von einer Stimme, die einen solchen tiefen, gedämpften Wohllaut hatte, wie ihn von sämtlichen jungen und schönen Frascatanerinnen nur eine besitzen konnte. Auch daß der Ruf herb und gebieterisch klang, paßte zu jener einen und einzigen. Dem guten Lucullo schoß denn auch sofort alles Blut zu Kopf; mit einem jähen Ruck fuhr er in die Höhe, drehte sich um und wahrhaftig — sie war es. Wie hätte es auch eine andre sein können, mit dieser Stimme!

Sie befand sich ihm gegenüber auf der andern Seite des Platzes, dort, wo es zu den Kapuzinern hinaufging und

wo als Wegweiser ein hohes Holzkreuz errichtet war. Unter diesem Kreuze kauerte sie; es mußte ihr etwas zugestoßen sein, denn sie schien völlig erschöpft, und ihr Kopf, von dem unter dem gelbwollenen Schleiertuch hervor ein rötlicher Glanz ausging, war gegen den Stamm des Kreuzes gesunken.

Lucullo war durch den Umstand, von der größten Schönheit der Stadt sich vertraulich angerufen zu hören, dermaßen verblüfft, daß er dastand und starr zu dem schönen Geschöpf hinüberblickte. Es that ihm leid, daß das große Ereignis in der heißen Nachmittagsstunde stattfand, der einzigen Tageszeit, wo der Platz vereinsamt dalag; dem eitlen, jungen Menschen wäre es recht gewesen, wenn ganz Frascati vernommen hätte, wie die stolze Sabina ihn um seinen Beistand anging.

„He du, Lucullo! Warum kommst du nicht, wenn ich dich rufe?“

Jetzt lief er zu ihr, denkend: Was mag sie nur von dir wollen? Wie schade, daß es nicht Sonntag ist, und du deinen neuen Anzug nicht anhast, in dem du wie ein Signore aussiehst.

Nun stand er vor ihr. Sie aber, weil er ihrem Rufe nicht gleich gefolgt war, machte ein Gesicht wie eine beleidigte Königin; dabei sah sie in ihrem Zorn so herrlich aus, daß Lucullo über ihre Schönheit förmlich erschrak. Ueberdies hatte er sie noch nie so nahe gesehen. Wie sollte er auch? Sie kam nicht zu ihm, um ihm ihre zerrissenen Schuhe zum Flicken zu bringen; denn sie, obgleich nicht viel reicher als er selbst, ließ ihre zerrissenen Schuhe bei keinem Flickschuster machen, sondern ihre Schuhe bekam der verd . . . . . Tommaso in seine groben, schmierigen Hände, und der vornehme Sor Tommaso, der sich sonst niemals herbeiließ, einen Schuh zu flicken, ihren Schuh flickte er! Ein einziges Mal ihren Schuh flicken zu können — —

Diese Betrachtungen und Empfindungen schossen dem

guten Lucullo durch den Kopf, als er vor Sabina stand und ihre Schönheit ihn erschauern machte. Er wußte noch immer nicht, was sie von ihm wollte, er sah nur, daß sie zornig auf ihn war; aber selbst ihr Zorn machte ihn glücklich.

Jetzt sagte sie grollend: „Du bist ein schöner Galantuomo! Siehst mich hier an der Straße liegen und Schmerzen ausstehen und kümmerst dich nicht um mich."

Lucullo rief erschrocken: „Ihr habt Schmerzen, was ist Euch?"

Aber sie unterbrach ihn: „Was fällt dir ein, mich Ihr zu nennen? Ich bin keine Signora. Rede doch mit mir, wie es sich gehört."

Lucullo stammelte: „Was ist dir geschehen?"

Sie warf einen feindseligen Blick auf den Weg, dessen Pflaster noch zum großen Teil aus den Basaltpolygonen der alten Straße besteht, die von Rom nach Tusculum hinaufgeführt hatte; der Zustand der Straße war allerdings ein solcher, daß die frommen Frascataner und Frascatanerinnen, die um ihres Seelenheiles willen nach dem Kapuzinerkloster wallfahrten, vorher in San Pietro, oder in Santa Croce oder in San Filippo ihren Schutzheiligen bitten sollten, sie nicht Arme und Beine brechen zu lassen; und kamen sie heil herunter, so mochten sie sich dafür bei ihrem Beschützer bedanken. Das letztere konnte nun die schöne Sabina nicht; denn sie hatte sich auf der halsbrecherischen Straße den Fuß verstaucht.

„Und sieh, was mir noch geschehen ist; meine besten Schuhe!"

Damit streckte sie unter ihrem dunklen Wollenkleide ihren Fuß hervor. Welch einen Fuß! Es versetzte Lucullo förmlich den Atem, dieses Füßchen zu sehen; und gerade über dem Spann gewahrte er einen weitklaffenden Riß. Da wurde auch Lucullo zornig.

„Du Arme! Aber daran ist niemand anders schuld als

dieser Pfuscher von Sor Tommaso. Einen solchen Schuh zu machen! Für dich eine solche Bestie von Schuh! Mit solchem Schuh mußtest du dir ja den Fuß verstauchen. Mich wundert nur, daß du dir ihn nicht gebrochen hast. Und was für ein Leder! Wie konnte dieser Stümper sich unterstehen, für dich solches Leder zu nehmen? Und überhaupt diese niederträchtige Arbeit! Bei dem Herzen der Madonna, der Lump hat dir die Schuhe viel zu groß gemacht. Ein solches Füßchen zu haben und dann einen solchen Schuh tragen zu müssen. Es ist nicht zu glauben!"

Trotz ihrer heftigen Schmerzen mußte Sabina über den Zorn des jungen Schuhflickers hell auflachen, was zur Folge hatte, daß Lucullo seine Augen von ihrem Fuß erhob, starr auf ihr Gesicht richtete und den Versuch machte, sich klar zu werden: wann sie schöner sei, wenn sie ihn auslachte, oder wenn sie zornig auf ihn war? Aber seufzend gab er es auf, dahinter zu kommen.

Auch Sabina blickte ihn an und machte dabei die Entdeckung, daß dieser Sor Lucullo der hübscheste Flickschuster sei, den sie in ihrem ganzen Leben gesehen hatte. Warum in aller Welt ließ sie ihr zerrissenes Schuhwerk nicht von diesem höflichen, jungen Mann flicken; überhaupt — warum machte er ihre Schuhe nicht? Was kümmerte es sie, daß er nur ein Flickschuster war? Sie wollte sich die Sache überlegen.

Nachdem die beiden schönen Menschen sich einander eine lange Weile mit großer Eindringlichkeit in die Augen gesehen, wandte Sabina in schwindendem Groll ihren Kopf abermals dem antiken Straßenpflaster zu, welches, wie sie sich zu überzeugen begann, die mindere Schuld an ihrem Unfalle trug, während Lucull mit erneutem Zorn auf das elende Machwerk seines Nebenbuhlers herabschaute. Sich heftig durch die dunklen Locken fahrend, meinte der Treffliche: „Was fangen wir jetzt an? Zu Fuß wirst du nicht nach Hause gehen können. Ich will hinunter nach der Piazza

laufen und dir einen Wagen holen; auch zum Apotheker will ich gehen, damit er dir etwas für deinen Fuß gibt. Hast du starke Schmerzen?"

Die Schmerzen waren allerdings sehr stark; ward man jedoch dabei mit so leuchtenden Blicken angesehen, ließen sie sich ertragen. Lucullos gut gemeinte Vorschläge lehnte sie grollend ab: „Ich werde im Wagen nach Hause fahren! Der dumme Fuß kostet mich so wie so meine neuen Schuhe, die mir wirklich nicht passen. Und nun gar der Apotheker — — Ich habe in meinem ganzen Leben noch keinen Apotheker gebraucht und hoffe auch ohne Apotheker zu sterben. Ich will dir etwas Besseres sagen. Nach Hause käme ich jetzt allerdings nicht; auch mag ich nicht so durch die Stadt humpeln. Aber über den Platz kann ich, wenn du mir deinen Arm gibst, ganz gut gehen. Dann setze ich mich zu dir, du flickst meinen Schuh und ich mache nasse Umschläge auf meinen Fuß. Bis zum Abend ist alles wieder gut, abends begleitest du mich nach Hause. Wie du weißt, stehe ich ganz allein auf der Welt, bin meine eigne Herrin und brauche mich um niemand zu kümmern. Und nun hilf mir auf."

Um ihr aufzuhelfen — denn sie litt wirklich sehr starke Schmerzen und war ganz hilflos — mußte er sie fest um den Leib fassen, sie sanft in die Höhe ziehen, alsdann, immerfort seine Hände um ihren Leib, sie vorsichtig führen, langsam, ganz langsam, um nach ein paar Schritten auszuruhen und sie beim Stehen noch fester zu umfassen. Bis nach Rom hätte er sie auf diese Weise geleiten können, und weiter! Warum war auch der Platz so klein, daß er schon nach wenigen Minuten drüben war, schon nach wenigen Minuten seine Arme von ihr lösen mußte. Er holte den einzigen Sitz im Hause, seinen Schusterschemel, herbei, stellte ihn an den schattigsten Platz, breitete sein frisch gewaschenes rotes Taschentuch über das Holz; und nun konnte sich die Göttin bei dem armen Flickschuster niederlassen.

Aber die Schmerzen der Schönen wurden immer stärker; also stürzte Lucullo in seine Grabkammer, ergriff das einzige Gefäß seines Haushalts, die schilfumflochtene Foglietta, schüttete den Rest des Weines auf den Boden und lief zum Brunnen, von wo er nach wenigen Augenblicken mit der gefüllten Flasche zurückkam.

Er fand den zerrissenen Schuh ausgezogen und sah es unter dem Rock geheimnisvoll hervorleuchten.

Unterdessen Sabina aus ihrem großen, bunten Fazzoletto, ohne welches sich kein Frascataner und keine Frascatanerin öffentlich blicken läßt, eine Kompresse machte und diese angefeuchtet auf den Fuß legte, suchte Lucullo sein Werkzeug zusammen, kramte sein geschmeidigstes Stück Leder hervor und setzte sich neben Sabina auf den Boden, um zu ihren Füßen den Schuh zu flicken.

Sabina, den Fächer entfaltend, begann das Gespräch.

„Weißt du, daß du eigentlich recht hübsch wohnst? Nur etwas eng. Eine Frau könntest du nicht brauchen. Was würdest du wohl anfangen, mein armer Lucullo, wenn du dich verliebtest und eine Frau nehmen wolltest?"

Wenn der arme Lucullo sich verliebte! Allerdings das mit der Frau — er gestand der Schönen, daß er noch niemals daran gedacht hatte, eine Frau zu nehmen (das sagte er mit unsicherer Stimme und einem Blicke, vor dessen Glut sich Sabina schleunigst durch ihren Fächer schützen mußte). Uebrigens — wenn er einmal daran denken sollte, eine Frau zu nehmen, so würde sich für die Frau schon Platz in seinem Hause finden. Er wußte schon wo und wie. Von der Kammer aus brauchte er nur eine Treppe auf das Dach hinaufzuführen und ein Stockwerk daraufzusetzen; Platz gab es droben genug für ein ganzes Villino! Auf das eindringlichste und beweglichste ersuchte er seine neue, schöne Kundin, sich die Aussicht vorzustellen, die seine zukünftige Frau von ihrer luftigen Wohnung aus genießen würde. Des Sommers befände sie sich dort oben: „pro-

prio come in villeggiatura"; und des Abends — „che bel fresco!"

Dann war sie wiederum so bestrickend schön; nämlich, als sie ihn mit seiner zukünftigen Frau und seinem luftigen Villino auslachte. Zuerst zeigte sich Lucullo über diesen Ausbruch von Heiterkeit sehr niedergeschlagen, er hatte eine etwas wärmere Aufnahme seines mit glühender Beredsamkeit vorgetragenen Planes erwartet; zuletzt stimmte er in ihr unwiderstehliches Lachen ein. Hätte er nur nicht immerfort ihre Lippen betrachten müssen, diese roten, vollen, weichen Lippen, zwischen denen die Zähne hervorblitzten. Wie konnte er dabei ihren Schuh flicken, diesen allerliebsten Schuh, der sein Meisterstück werden sollte.

Sabina meinte: „Fürchtest du dich nicht in einem Grabe zu wohnen?"

Diese Frage, die eine wunde Stelle in Lucullos Innern berührte, machte ihn böse.

„Du bist also auch der Ansicht, daß mein Haus ein Grab sei? Ich hätte dich für verständiger gehalten. Seit wann läßt sich ein Christenmensch über der Erde begraben? Sieh doch diese Mauern an. Wozu braucht ein Toter solche Mayern? Sage doch selbst! Und diese Höhe. Was macht sich ein Toter daraus, daß man auf seinem Grabe eine schöne Aussicht hat? Glaube mir, das mit dem Grabmal ist eine Dummheit; es müßte denn sein, daß irgend ein Narr sich in den Kopf gesetzt hätte, in einem Turm begraben zu werden."

„Dann wird es ein Narr gewesen sein; denn daß dein Haus eigentlich ein Grab ist, soll sogar in den Büchern zu lesen stehen. Es spukt ja wohl auch bei dir? Die Leute sagen, daß jede Nacht ein goldnes Huhn mit goldnen Küken in deine Kammer käme. Hast du das goldne Huhn schon gesehen?"

„Nichts habe ich gesehen," rief Lucullo zornig. „Ich wollte, das goldne Huhn käme mir einmal in den Weg

gelaufen! Dann würde ich es fangen und es müßte mir goldne Eier legen, von denen ich mir, um die Leute zu ärgern, eine goldne Frittata backen würde. Das wollte ich dich fragen: Warum bist du eigentlich bei den Kapuzinern gewesen?"

„Was geht's dich an, warum ich dort gewesen bin?"

„Gar nichts."

„Meinetwegen kannst du es wissen; gebeichtet habe ich bei den Kapuzinern."

„Gebeichtest hast du! Beichtest du oft?"

„Je nachdem."

Er brummte: „Also je nachdem. Wahrscheinlich, sobald du wieder einmal einem den Kopf verdreht hast. Dann mußt du wohl oft bei den Kapuzinern beichten gehen?"

Und er hämmerte ganz wild auf sein Leder los; je lustiger sie lachte, um so wilder hämmerte er. Nach einer Weile meinte er: „Möchte wissen, welche Pönitenz der Pater Kapuziner dir auferlegt hat. Uebrigens scheinst du dir deine Strafe gerade nicht sehr zu Herzen zu nehmen. Gehst du das nächste Mal beichten, wird sie wohl schärfer ausfallen. Geh du nur bald wieder zu den Kapuzinern; deiner Seele thut's not."

Und er hämmerte in heller Wut, und sie lachte in heller Lust. Dann überlegte sie eine Weile und sagte ihm: „Mit dem Schuh wird es doch nichts mehr; also plage dich nicht damit. Madonna, warum bist du so böse?"

Und böse war er.

„Was, es würde nichts mehr aus dem Schuh? Wie neu wird er wieder. Ich soll mich nicht damit plagen? Du meinst, weil ich nur ein Flickschuster bin. Das meinst du doch? Du willst den Schuh gewiß dem verd . . . . . . Sor Tommaso bringen? Das willst du doch? — — Was sagst du? Was soll ich?"

Sie mußte es ihm noch einmal sagen; denn er hatte sie nicht verstanden.

„Du sollst am Sonntag zu mir kommen und mir ein Paar Schuhe anmessen.“

„Anmessen — ich dir ein Paar Schuhe anmessen?!“

„Nun ja. Was ist denn weiter dabei?“

Lucullo stammelte: „Aber ich bin ja nur ein Flickschuster, ich kann ja gar keine neuen Schuhe machen.“

„Für mich wirst du schon welche machen können.“

„Freilich! Freilich, für dich — —“

„Also du kommst am Sonntag?“

„Ich komme; zum Anmessen komm' ich!“

Er mußte es noch einmal sagen, laut jubelnd: „Zum Anmessen!“

Drittes Kapitel.

Er war bei ihr gewesen und hatte ihr Maß genommen! In seinem neuen römischen Anzuge, darin er wie ein Signore aussah, hatte er diesen stolzesten Gang seines Lebens gethan; mit einem Herzklopfen, als ob es sich um das Heil seines geeinigten Vaterlandes handelte, hatte er an ihren schönen Fuß seine Papierstreifen — blütenweißes Schreibpapier! — angelegt, mit unsichern Händen das Große vollbracht und sich darauf als ein neuer Mensch vor ihr vom Boden erhoben.

Und nun saß er in seinem hübschen, kleinen Hause, das dumme und böswillige Menschen für ein Grab ausgaben; trotz des leuchtenden Frühlingswetters saß er drinnen. So lange die Piazza Lucullo ihren Flickschuster Lucullo besaß, war das nicht geschehen. Die spielenden Kinder hörten in ihrem Spielen auf und schauten hinüber: was wohl mit Sor Lucullo vorgefallen wäre? Die schwatzenden Weiber unterbrachen ihr Geschwätz, kamen aus Via und Vicolo Lucullo

herbeigeschlurft: warum wohl Sor Lucullo nicht vor seinem Grabmal säße? Ob er krank wäre, ob er das goldne Huhn gesehen, oder beim Kapuzinerkreuz eine Hexe getroffen hätte? Das war noch niemals dagewesen, daß bei einem solchen Wetter morgens und abends Sor Lucullo drinnen saß, nicht sang, nicht pfiff, nicht plauderte, nicht lachte; sondern immerzu hämmerte, immer, immerzu hämmerte.

Aber die guten Weiber erhielten für ihre teilnahmsvollen Fragen schlechten Dank. Was sie das anginge? Er könnte nach seinem Belieben draußen oder drinnen sitzen; und es beliebte ihm nun einmal, drinnen zu sein. So oft er diese abweisende Antwort erteilte, hörte er mit Hämmern auf und versteckte etwas unter seinem Schurzfell; gerade, als sei eine neue Schuhsohle ein Liebesbrief.

Wohl zwanzigmal des Tages ließ er Hammer und Pfriemen verzagt sinken; denn es wurde nichts daraus! Wohl zwanzigmal hielt er das Ding in die Höhe, betrachtete es mißtrauisch von allen Seiten; ob aus dem Ding ein Schuh wurde? Und er gelangte wohl zwanzigmal zu dem Schluß: ein Schuh würde voraussichtlich daraus werden, aber San Crispino mochte wissen, was für einer. So hat niemals ein Bildhauer bei seiner Statue, ein Künstler bei seinem Gemälde, ein Poet bei seinem Gedicht gebangt und gehofft, gefürchtet und geglaubt wie unser hübscher, lustiger Flickschuster bei seinem Paar neuer Schuhe.

Es ist eine schöne Sitte, daß die Italiener ein jedes Handwerk eine Kunst nennen, und von der Arbeit eines Maurers, eines Steinklopfers und Flickschusters stets von der „arte“ des Mannes reden. Aber unser Lucullo verlor über seiner Kunst Appetit und Schlaf, Heiterkeit und Frieden; er hätte sich am liebsten von aller Welt zurückgezogen und seine Kunst bei verschlossenen Thüren getrieben — wenn sein Haus nur ein Fenster gehabt! Nach einem qualvoll hingebrachten Tage wälzte er sich des Nachts ruhelos auf seiner Matte, hatte beängstigende Träume, in denen er

seinen Nebenbuhler, den verd . . . . . . Sor Tommaso, höhnisch über sich lachen hörte; er litt an Hallucinationen, darin er den schönen Fuß erblickte, für den sein Schuh passen sollte, aber nicht paßte, obgleich er doch unablässig Maß nahm und nicht müde wurde, dem schönen Fuß die Schuhe anzuprobieren.

Er sah sie jeden Tag; jeden Tag kam sie an seinem Hause vorüber, blieb vor der offnen Thür stehen, ließ ihre prachtvollen Augen über ihn hinleuchten, grüßte huldreich, bewegte anmutig ihren großen, bunten Fächer nach ihm hin und erkundigte sich teilnehmend nach dem Zustande ihres Schuhwerks. Da saß er dann, beugte sich tief auf das Leder hinab und meinte mit einer Heuchlermiene, als ginge täglich ein halbes Dutzend Paar neuer Schuhe aus seiner Werkstatt hervor, daß alles in bester Ordnung sei und sie sich darauf verlassen könne, am bestimmten Tage ihre Schuhe zu erhalten. Dann lachte sie, und dann wurde er zornig über ihr Lachen, weil sie keine Ahnung davon hatte, in welcher Verfassung nicht allein sein Leder, sondern auch sein Gemüt sich befand.

„Mach nur, daß ich die Schuhe bald bekomme."

„Willst du bald wieder beichten gehen?"

„Fürs erste nicht; deswegen hat's keine Eile."

Sie war eben eine Hexe, eine solche, die einen Mann um Verstand und Vernunft bringen konnte. Ein andermal trat sie sogar auch einen Augenblick bei ihm ein.

„Ich will mich nur bei dir umsehen, wie breit die Treppe werden kann, wenn du für deine Frau auf dem Dach ein Villino baust."

Sie sah sich um.

„Madonna, du mußt dir einen Stock zur Frau nehmen; ich käme da nicht hinauf."

„Ich habe dich noch nicht darum gefragt," versetzte er mit vor Aerger erstickter Stimme.

Sie aber lachte ihn aus.

Dann kam die große Stunde. Trotzdem es kein Sonntag war, wurde der Tag als ein Festtag behandelt; demgemäß verwandelte sich unser Sor Lucullo mit Hilfe des neuen Anzugs in einen Signor Lucullo, darauf band er die fertigen Schuhe in das rote Taschentuch, auf dem die Herrliche gesessen hatte, verschloß sein Haus und begab sich feierlichen Schrittes nach der Piazza Spineta, woselbst die schöne Sabina als ihre eigne Herrin mutterseelenallein residierte. Tief Atem holend, kletterte der verliebte Schuster die steile, dunkle Stiege hinauf, klopfte an, hörte sie fragen: wer da sei, antwortete: „Gut Freund!“ und trat ein.

Die Wohnung von Frascatis größter und stolzester Schönheit unterschied sich von dem Hause von Frascatis hübschestem und lustigstem Schuhflicker im wesentlichen nur dadurch, daß sie um ein Geringes weniger klein, weniger niedrig und weniger finster war. Auch waren die Wände nicht wie im Grabe des seligen Lucius Lucullus graues, geborstenes Gemäuer, sondern sie trugen blasse Spuren ehemaliger goldgelber Tünche, und der Fußboden zeigte statt des nackten Gesteins den Prunk allerdings stark beschädigter Ziegel. Um übrigens der Wohnung der Schönen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß gesagt werden, daß das Zimmer nach dem Platz hinaus ein Fenster mit noch niemals geputzten Scheiben besaß, und daß in der Mitte das Prachtstück der Einrichtung stand, ein mächtiges Ehebett, mit dem schneeigsten Linnen bedeckt, welches alte wertvolle Spitzen verzierten. Das Bett nahm die Hälfte des Raumes ein, darin sich außerdem nur noch wenige Gerätschaften befanden. Von einem Herde war nichts zu sehen; hatte die schöne Sabina einmal Appetit auf eine Minestra oder Frittata, so mußte sie sich diese Leckerbissen auf dem Herde einer gefälligen Nachbarin bereiten; für gewöhnlich genügte ihr indessen eine Schüssel Salat, oder eine Handvoll roher Bohnen, ein Stück Brot mit Oel beträufelt, oder Früchte.

Als Lucullo in dieses Gemach, das ihn über die Maßen prächtig dünkte, eintrat, saß die Schöne im offnen Fenster und drehte die abgesponnenen Fäden zusammen; die volle Spindel ließ sie zum Fenster hinaushängen, sie von Zeit zu Zeit mit einem herzhaften Ruck in die Höhe schnellend. Lucullos Kommen störte sie in dieser Beschäftigung nicht.

„Nun, da bist du ja! Ich hatte dich schon gestern erwartet. Dort steht Wein und ein Teller mit Ciambelli. Iß und trink. Du kannst dich dabei setzen und dann wollen wir schwatzen."

„Mille grazie! Ich möchte dir zuerst die Schuhe zeigen."

„Sie sind gewiß wunderschön."

„Ich möchte sie dir anprobieren; ich bin nur deshalb gekommen."

Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn; zugleich hätte er in diesem stolzen Augenblick mit dem heiligen Vater selbst nicht getauscht.

„Wozu anprobieren? Sie werden gewiß prächtig passen."

„Was denkst du? Wie könnten die Schuhe passen, wenn ich sie vorher nicht anprobiert habe! Ich werde sie noch oft anprobieren müssen; das Anprobieren ist bei neuen Schuhen die Hauptsache."

„Nun, so probieren wir."

Ohne ihre Stellung zu ändern, streckte sie den linken Fuß vor, von dem bei dieser Bewegung der Pantoffel abglitt. Lucullo packte seine Schuhe aus, schob sich zwischen Wand und Bett zum Fenster hin, ließ sich auf ein Knie nieder und setzte auf das andre den Fuß der Schönen.

„Paßt er?"

„Habe doch Geduld! Als ob das Anprobieren eine so leichte Sache wäre und so schnell ginge."

„Au!"

„Wo drückt er? Nicht wahr, er drückt? Es ist ganz natürlich, daß der Schuh drückt. Das erste Mal muß jeder neue Schuh drücken," stammelte der arme Lucull.

„Es wird gewiß gehen."

„Natürlich wird es gehen."

„Wenn sie zuerst auch ein wenig drücken; zuerst drückt jeder neue Schuh."

„Meine Schuhe sollen dich aber nicht drücken; ich probiere sie dir so lange an, bis du sie gar nicht mehr fühlst. — Hier sind sie wohl etwas zu eng."

„Hier und hier. Das nächste Mal werden sie sicherlich besser sitzen. Laß es jetzt nur! Jetzt mußt du Ciambelli essen. Du ißt doch gern Ciambelli?"

„Freilich! Warte, ich will dir den Pantoffel wieder anziehen. Ist das ein Ungetüm! Der kann dich freilich nicht drücken."

„Du hast recht; diese Pantoffeln sind wahre Bestien."

Nun wurde er seelenvergnügt.

Nach mehrmaligem Anprobieren paßten die neuen Schuhe bis auf einiges Drücken ganz vortrefflich, und kaum paßten sie in dieser fraglichen Weise, als Lucullo in eine Stimmung von Glückseligkeit geriet, daß Piazza, Via und Vicolo Lucullo von neuem in Aufregung kamen. Nach einigen Tagen wußte bereits ganz Frascati: Sor Lucullo ist verliebt, Sor Lucullo geht auf Freiersfüßen, Sor Lucullo will heiraten! Und wen will Sor Lucullo heiraten? Wen anders als die Sabina, die schöne, hoffärtige Sabina, der schon so viele nachgelaufen sind und die auch den armen Sor Lucullo laufen lassen wird.

Aber darum kümmerte sich Sor Lucullo vorderhand gar nicht; vorderhand war dieser leichtfertige Sor Lucullo bis über seine kleinen, braunen Ohren verliebt, vorderhand wollte sich dieser Schlingel um gar nichts andres kümmern als um seine tolle und sinnlose Verliebtheit. Er saß nun wieder den ganzen Tag vor seiner Thür und hämmerte, pfiff

und sang, wie im ganzen römischen Reich noch niemals ein Schuster gehämmert, gepfiffen und gesungen hatte; die Amseln und Nachtigallen, die auf seinem Dache nisteten, wurden förmlich neidisch und bekamen plötzlich den sonderbaren Ehrgeiz, sich mit dem lustigen Flickschuster in einen Wettstreit einzulassen. Da kann man sich vorstellen, was für eine Lust es um das Grab des guten Luculls war; denn auch die Kinder auf der Piazza und die Weiber in der Via und dem Vicolo wollten hinter dem Schuster, den Amseln und Nachtigallen nicht zurückstehen.

Aber auch jetzt bekam er das goldne Huhn mit den goldnen Küken nicht zu sehen, welches seltene Federvieh der Sage nach im Grabmal des alten Römers sein gespenstisches Wesen treiben sollte. Dafür blühte auf dem alten Gemäuer der Ginster in einer solchen Fülle, daß das Haus unsres armen Schuhflickers wieder einmal aussah, als trüge es einen Hügel leuchtenden Goldes.

Da Lucullo von ganz Frascati zu den offiziellen Bewerbern der schönen Sabina gezählt wurde, kam es ihm nunmehr zu, ja, war es fortan seine Pflicht, sich jeden Abend bei dem Gegenstande seiner Neigung einzufinden, um zu zeigen, was er in der Kunst des „far amore“ zu leisten vermöchte. Er durfte Geschenke mitbringen, durfte seinen Fazzoletto, welcher in der Farbe der Liebe leuchtete, jeden Tag mit neuen Ausdrücken seiner Leidenschaft füllen und als schuldigen Tribut in den Schoß der Schönen ausschütten. Nun gab es nichts, was ein Liebender seiner Umworbenen in seinem Fazzoletto nicht hätte zutragen dürfen: Blumen, Früchte, Gemüse; Gebäck und Putz; eine Foglietta Wein oder Oel; ein Huhn, ein Paar fetter Wachteln, ein Stück frischen Ricotto, eine zahme Amsel oder eingesponnene Seidenraupen. — Alles konnte in Demut dargebracht werden, alles wurde huldvoll angenommen, überschwenglich bewundert und einer eingehenden Betrachtung unterzogen.

Es war erstaunlich, in welchem Maße der Geist unsres

Liebenden erfinderisch war betreffs der Dinge, mit denen er allabendlich sein Fazzoletto für die Geliebte füllte. Seine Einbildungskraft verfiel auf wahrhaft lucullische Leckerbissen. In dem Menü, welches er für die Schöne zusammenstellte, paradierten Froschschenkel und junge, zarte Eulen, Fluß-, Taschenkrebse und Landschildkröten; die Frösche fing er im Cypressenteich der Villa Falconieri, die Eulen holte er aus den antiken Ruinen, und um seiner Angebeteten ein Gericht Taschenkrebse und Schildkröten zu verschaffen, stieg er in die Campagna hinunter, wo er seine Jagdzüge bis nach dem ehrwürdigen Becken des Gabiischen Sees ausdehnte. Einmal gelang ihm in der Macchia von Pontano der Fang eines jungen Stachelschweins. Aus den Froschkeulen machte die schöne Sabina ein Fritto, die jungen Eulen schmorte sie mit Liebesäpfeln, die Krebse röstete sie lebendigen Leibes, während Schildkröte und Stachelschwein in padella zubereitet wurden.

Aber die Triumphe, die Freund Lucull jeden Abend an der Piazza Spineta feierte, wurden ihm durch die Existenz seiner Mitbewerber vergällt, deren so viele waren, daß Sabinas Kammer sie nicht zu fassen vermochte und die Schöne ihren Hofhalt jeden Abend auf den geräumigen Flur einer befreundeten Nachbarin verlegen mußte. Hier saß man um die dreiarmige Oellampe bis nach Mitternacht beisammen, gewöhnlich fand sich noch die eine oder andre Freundin und Gevatterin mit ihrer Spindel ein, und ein jeder und eine jede bemühten sich, auf das anmutigste und witzigste Konversation zu machen. In dieser liebenswürdigen Kunst konnte nun unser Lucull als ein wahrer Meister gelten. War er erst im vollen Eifer des Erzählens, so leuchteten seine Augen, so glühten seine Wangen; immer neue, noch lustigere, noch erstaunlichere Dinge fielen ihm ein, daß der Hofstaat der Königin aus dem Kichern und Lachen gar nicht herauskam. Und gar wenn er seine Guitarre mitbrachte. Dann spielte er und sang dazu, daß auf der Piazza die Leute zusammen-

liefen, viele ins Haus drangen und nach jedem Liede ein allgemeines Bravo und „bis, bis!“ ertönte. Natürlich richtete der verliebte Spielmann alle seine zärtlichen Weisen, schwermütigen Lieder und glühenden Strophen unmittelbar an die Geliebte seines Herzens, wendete beim Singen kein Auge von ihr und sagte ihr in jeder Tonart, daß er, wenn sie ihn nicht baldigst erhöre, allernächstens entweder sich oder sie umbringen würde.

So ging Abend für Abend an dem Liebeshimmel der schönen Sabina Lucullo als Stern auf, dessen Glanz die andren Lichter verdunkelte.

Der Inhalt seines Fazzolettos wurde von Tag zu Tag merkwürdiger, sein Gesang schmelzender, seine Liebe leidenschaftlicher, seine Wut auf die Sippe seiner Nebenbuhler grimmiger.

Diese Menschen waren Tölpel, Tröpfe, dumme Bestien; aber ein jeder von ihnen besaß das Zwanzig- und Dreißigfache wie der arme Lucullo. Der eine hatte ein einträgliches Geschäft, der zweite ein Haus, der dritte einen Weinberg, der vierte lebte sogar von seinen Renten. Bei so klingenden Vorzügen hatte es — das leuchtete selbst Lucullo ein — nichts auf sich, wenn sie im übrigen Tölpel, Tröpfe und dumme Bestien waren. Sie kamen, thaten vornehm, schauten die Schöne mit verliebten Blicken an, redeten albernes Zeug, sahen den Anstrengungen des armen Flickschusters, den Galanten und Liebenswürdigen zu spielen, gleichmütig zu, ergötzten sich wohl gar an seiner Liebesleidenschaft. Im stillen war jeder überzeugt, daß er und kein andrer die Schöne heimführen werde; denn jeder bildete sich ein, mehr zu besitzen als der andre, und auf dieses Mehr kam es bei der Sache an.

Das wußte Lucullo sehr gut, und er war viel zu sehr der Sohn seines Volkes, um daran etwas Besondres zu finden. Es gab Zeiten, wo er seine Bewerbung für vollständig hoffnungslos hielt, wo er sich einen Tropf, einen

Tölpel, eine dumme Bestie schalt, Zeiten, wo er wie ganz Frascati nicht begriff, daß die Schöne nicht schon längst ihre Entscheidung getroffen hatte, eine Entscheidung, die selbstverständlich auf denjenigen fiel, der seinen Antrag durch die größte Ziffer unterstützen konnte.

Sie brachte es fertig, alle in Aufregung und Ungewißheit zu erhalten. Keinen ermutigte sie, keiner konnte sich der leisesten Auszeichnung rühmen; für jeden hatte sie denselben Blick, dasselbe Lächeln; zu Lucullos witzigsten Redensarten, seinen lustigsten Schwänken, schwermütigsten Balladen und fettesten Froschschenkeln machte sie genau dasselbe gleichmütig-gnädige Gesicht wie zu den albernen Späßen, mageren Hühnern und seidnen Bändern jener reichen Dummköpfe.

Zu andern Malen fühlte Lucullo wiederum eine starke Zuversicht, in welcher Stimmung er sich sagte: Es ist wahr, du bist ein armer Schlucker und keine andre würde dich nehmen; sie ist aber nicht wie die andern und warum sollte es ihr nicht gefallen, dich zum Mann zu nehmen? Als ob sie einen Hübscheren und Lustigeren und Verliebteren fände?! Ich werde ihr die Treppe schon breit genug machen, daß sie bequem zum Villino hinauf käme. Der Villino, das ist es eben! Sie traut dem Villino nicht. Und aus der schönen Aussicht dort oben macht sie sich nichts. Ja, wenn ich ein andres Haus hätte! Mein Haus ist es! Sie glaubt, was die dummen Leute von meinem Hause reden, und will mit ihrer jungen Schönheit in keinem Grabe wohnen. Der Teufel soll diesen Sor Lucullo holen. Warum mußte sich der Mann auch gerade ein solches verrücktes Ding bauen lassen? Ich wollte, ich könnte ihm meine Meinung sagen; der sollte es von mir zu hören bekommen. . . .

Der aufregendste Tag der Woche für Lucullo war der Sonntag. Gegen Abend, wenn sich halb Frascati vor der Porta Romana befand, begab sich auch unser Sor Lucullo, von Kopf bis zu Füßen ein Signore, seine Minghetti oder

Cavour dampfend, auf die Passeggiata, die sich längs der Villen Aldobrandini und Torlonia, oberhalb des neuen Bahnhofes dahinzieht, mit weitem Blick auf Land, Gebirge und Meeresküste. Zu beiden Seiten des Laubganges von japanischem Flieder, auf dem die alten und jungen, die häßlichen und schönen Frascatanerinnen in ihrem besten Staate langsam und würdevoll hin und her wandelten, bildete sich ein dichtes Spalier von Zuschauern: der römische Nobile neben dem halb in Ziegenfell gekleideten Sabiner, der Ciocciare neben dem behäbigen Bürger und Weinbauern; Handwerker und Soldat, sämtliche Honoratioren, die ganze goldne Jugend Frascatis stand hier beisammen. Hier stand auch Lucullo. Frascatis Frauengeschlecht ging an ihm vorüber: die, welche den Hut, das Abzeichen der Signora tragen durften, und die, denen die Sitte für ihr Haupt nur den Schleier oder das hellfarbige Wolltuch gestattete. Sie zogen zu zweien, zu dreien, zu vieren, immer nur Hut mit Hüten, Schleier mit Schleiern. Wenig half es den Trägerinnen der letzteren Zierde im Ansehen der Stadt, daß sie sich gerade wie eine Signora kleideten, nach neuester römischer Mode, in Samt und Seide, und einen mächtigen Fächer entfaltend — der Hut fehlte und somit die Weihe des höheren Standes.

Der ländlichen Sitte gemäß redeten sich gute Bekannte, die sich auf der Passeggiata begegneten, nicht an; fremd gingen sie aneinander vorüber, mit erkünstelt gleichgültigem Blick die Pracht des neuen Kostüms streifend, darin die Freundin heute prunkte. Keiner der Herren grüßte. Ein schwerer Verstoß gegen die Gesetze der ländlichen Passeggiata wäre gewesen, wenn ein junger Mann eins der Mädchen angeredet hätte.

Gleichgültig betrachtete Lucullo den Zug der Frauen und Mädchen; denn die eine war noch nicht da. Dann kam sie! Ein helles Tuch über ihrem leuchtenden Haar, um den Hals eine schwere goldne Kette, das dunkle Kleid ohne jede

Nachäffung großstädtischer Mode, aber ein wenig auf dem staubigen Boden nachschleppend. Wie schön sie war! Alle sahen auf sie, die von einer Nachbarin begleitet wurde. Sich auf der Passeggiata ohne Begleitung zu zeigen, hätte selbst sie nicht gewagt.

Leise mit ihrer Gefährtin redend und voll Würde sich fächelnd, schritt sie an Lucullo vorüber, ihm so wenig wie einem andern einen Blick gönnend. Seine Augen folgten ihr. Sie ging so langsam, sie ging, als wäre sie ermüdet. Dem Verliebten kam ein entsetzlicher Gedanke: sie trug seine Schuhe und seine Schuhe drückten sie!

Ganz verstört blickte Lucullo hinfort einer jeden starr auf die Füße. Sein Gesicht erhellte sich, wenn er zu erkennen meinte: das ist auch eine, die der Schuh drückt!

Viertes Kapitel.

Unter den Freiern befand sich einer, der Lucullo selbst in seinen hoffnungsvollsten Stimmungen überaus gefährlich erschien. Es war dies der langweiligste von allen, ein träger, hagerer, langer Geselle, steif wie aus Holz geschnitten, mit einem Gesicht, darin keine Muskel sich bewegte, trotz seiner Jugend ein alter Mann und so sauertöpfisch, daß Lucullo von ihm behauptete, er hätte statt des Blutes Essig in den Adern. Selten sprach er ein Wort, niemals lachte oder lächelte er; aber immer war er da: der erste, der kam, der letzte, der ging. Er hockte stets in demselben Winkel und starrte mit seinen hellen, blöden Augen unverwandt die Schöne an; man sagte ihm nach, daß er bis dahin noch keinem Weibe ins Gesicht gesehen, sich für Frauenreize überhaupt gänzlich unzugänglich gezeigt hätte. Um so verliebter war er jetzt.

Der seltsame Kauz hieß Pepino Bonifazi; aber wie Lucull, hatte er einen Beinamen, über dem sein eigentlicher Name fast vergessen wurde. Auch jener Beiname war überaus absonderlich; hieß doch der biedere Pepino in der ganzen Gegend, wie eins der berühmtesten Geschlechter des Altertums geheißen hatte: nämlich Catone, Sor Catone, und es rührte dieser Name — gerade wie bei Lucullo — von dem Ort her, wo der gute Pepino wohnte.

Sor Catone war nämlich kein Frascataner, sondern stammte aus dem berühmten Weinstädtchen Monte Porzio, woselbst seine Familie seit geraumen Zeiten eine umfangreiche Vigna besaß. Seine Eltern waren tot und er bewirtschaftete in vollster Unabhängigkeit seinen Weinberg, der zwischen Monte Porzio und Frascati lag und der sich von den tusculanischen Abhängen bis zur Landstraße hinabzog. Die „Vigna del Catone“ war wegen ihres schweren, feurigen Weines weit und breit berühmt; nur bedauerte man allgemein, daß inmitten des schönen Grundstückes die Ruinen einer mächtigen antiken Villa lagen und somit ein großer Teil des köstlichen Bodens für die Kultur des Weinbaues verloren ging, wodurch der Wert des schönen Besitztums um ein Bedeutendes geschmälert wurde.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts, da man die ganze Gegend nach vergrabenen Schätzen und verschütteten Bildwerken durchsuchte, fanden sich namentlich in dieser Vigna viele prächtigen Marmorsachen: Statuen, Inschriften, Mosaiken, welche entweder von Napoleon für den Louvre, oder vom Papst für das lateranische Museum angekauft wurden. Später blieb die Ruine, nachdem die Familie durch ihre Ausbeutung begütert geworden, als ein Stein des Anstoßes inmitten des weiten Rebengefildes liegen. Nun hatten die Gelehrten, die jedes Stücklein antiken Gemäuers voller Behagen mit einem möglichst hochklingenden Namen tauften, ausfindig gemacht, daß jene großen und prächtigen Ruinen zu dem tusculanischen Landhause des Cato von Utica gehörten,

dessen Geschlecht hier umfangreiche Gründe besessen; wie denn auch der Name des nächsten Ortes, Monte Porzio, von Portius, dem Familiennamen der Catonen, abgeleitet wird. Damit das alte Gemäuer doch zu etwas dienlich sei, ließ der junge Pepino nach seines Vaters Tode ein Haus in die Ruinen hineinbauen; denn er war ein überaus weiser junger Mann. Weil nun der Villino des Pepino in den Ruinen der Villa der Catonen stand, so dauerte es nicht lange, und der Name des Hauses war auf den Besitzer übergegangen. Auf diese Weise wurde aus einem modernen Pepino ein Cato.

Er war wirklich die Tugend in Person. Sogar die guten Weine, die er aus seinen Reben gewann, ließ er lieber von andern trinken, als daß er sie selbst getrunken hätte. Jeden Monat genoß unser Menschenfreund den schönen Anblick, aus seiner Vigna einen langen Zug Maultiere traben zu sehen, von denen ein jedes zwei Fäßchen guten Rebensaftes auf seinem Rücken gen Rom trug. Das schrille Geläut der Schellen an dem Halse der Tiere dünkte den Weisen die lieblichste Musik; denn diese gellenden Töne klangen den Ohren unsres Cato gleich dem holden Getön, das aufgezählte Scudi verursachen. Um möglichst häufig in diesem Wohllaut schwelgen zu können, trank er selten andern Wein als jenen abscheulichen Aufguß, wie ihn die römischen Landleute auf das Feld mitnehmen. Bei jedem Schluck des elenden Gebräus freute sich der Weise, daß er nicht bei jedem Schluck nachzurechnen brauchte, um wie viele Bajocchi er sich leichtsinnigerweise brachte. Was für einen schlagenderen Beweis seiner catonischen Weisheit hätte er wohl vorbringen können, als durch diese Handlungen zu zeigen: Ich bin der Mann, der das Problem gelöst hat; denn ich weiß, was das Geld bedeutet, ich liebe das Geld, ich verehre das Geld, ich würde das Geld anbeten, wenn ich dadurch zu Geld käme. O, ich bin ein Weiser!

Er liebte es, sich in sinnreiche Betrachtungen zu ver-

tiefen. Wenn er im Frühling durch seine Vigna ging, grübelte er darüber; warum der Weinstock nicht ohne die Arbeit und Hilfe des Menschen wachse und Früchte trage; warum die Früchte sich nicht selbst kelterten, der Wein nicht von selbst sich in Fässer ergoß, die fertig, mit festen Reifen und geteert, auf den Bäumen wuchsen. Was kostete es, bis ein Weinberg so weit gebracht war, daß er den Saft seiner Trauben hergab! Am besten war unser Cato auf die Sonne zu sprechen, welche die Reben reifte und das Blut in den Trauben kochte, ohne daß sie dafür bezahlt werden mußte. Mit Ausnahme dieses himmlischen Feuers und des Regens war nichts auf Erden umsonst.

Ungemein befriedigte den Weisen die Einrichtung der menschlichen Natur, zu ihrem Bestehen nicht viel mehr zu brauchen als eine Handvoll roher Bohnen, eine Schüssel Salat, daran der Mensch, wollte er auf die Höhe seines Daseins gelangen, das Oel sparen konnte, und ein Stück Brot, das sehr hart und sehr grau sein durfte. Bei der Beschaulichkeit seines Wesens würdigte Catone diese Herrschaft, die der Mensch über seine Begierden auszuüben vermochte, in ihrem ganzen Umfange; ein Ciocciare, der zum großen Teil von Zwiebeln lebte, und ein Ochse, der mit hartem, dürrem Gras vorlieb nahm, standen dem Weisen sittlich viel höher als einer jener Schlemmer, denen man nachsagte, daß sie täglich Pfunde von Maccaroni verschlangen, wohl gar Maccaroni al burro oder al sugo! Wie man gern lachen konnte, darüber gab ihm seine Philosophie keine genügende Erklärung; wenn er die Leute zum Rasseln des Tamburins tanzen sah, hatte er die Empfindung, als sähe er die menschliche Vernunft selbst sich im Kreise drehen. Die Vögel, von deren Gesang seine Oliveta erschallte, stellte er auf eine Stufe mit jenen Maccaroni-Essern; und er freute sich — soweit er sich überhaupt zu freuen vermochte — wenn das unnütze Singvieh weggeschossen wurde. Besonders

waren unserm Cato die Lerchen, Amseln und Nachtigallen verleidet.

Er hatte sich in seiner Vigna nur deshalb ein Haus gebaut, weil ihn der schöne, unbenützte Travertinstein ärgerte, der in solchen Mengen umherlag, daß man davon eine Stadt hätte aufmauern können. Da indessen niemand auf den Einfall kam, in der Nähe von der Vigna des Cato ein zweites Rom zu gründen, und die Leute in Monte Porzio sowohl, wie in Frascati Ruinen genug hatten, ärgerte sich unser Weiser so lange über die Verschwendung von Baumaterial auf seinem Grund und Boden, bis er sich entschloß, das Haus seiner Väter in Monte Porzio zu vermieten und für sich und sein von ihm zu zeugendes Geschlecht eine neue „Villa der Catonen" erstehen zu lassen.

Dieses Landhaus wurde das närrischste, wunderlichste Bauwerk, welches man sich denken konnte. Unser Weiser wollte natürlich von keinem Architekten hören; er dingte selbst die Handwerker und nun konnte das Bauen anfangen und weitergehen, so gut es eben ging. Die größte Freude seines Lebens bereitete ihm der Umstand, daß er den zum Bau nötigen Kalk nicht zu kaufen brauchte, sondern ihn selbst brennen konnte — aus dem Marmorgetrümmer, das überall herumlag. Er ließ einen Ofen herrichten, wohinein das antike Gerümpel gesteckt wurde: Fragmente von Säulen, Gebälkstücke, Kapitäle, Inschriftstafeln — alles kam in den feurigen Ofen! Auch sonst bereitete der Bau keine großen Schwierigkeiten. Sor Catone wählte den besterhaltenen Teil der Ruinen und flickte das alte, herrliche Mauerwerk einfach aus. Die Fresken, die sich noch da und dort an den Wänden befanden, übertünchte er säuberlich, die Reste einer Marmorbekleidung in einer weiten Halle riß er voll Ordnungsliebe von den Mauern herab, verschonte dagegen einige Mosaikfußböden, sowie Stuccaturen an der Decke, die sich noch in so trefflichem Zustande befanden, daß die Ausgabe von Ziegeln für den Fußboden und die Holzbekleidung für die Decke

gespart werden konnte. Großes Kopfzerbrechen verursachten ihm die vielen tiefen Nischen, welche die Wände unterbrachen. Wozu dieselben gedient hatten, war ihm gleichgültig, er überlegte nur, wozu sie ihm dienen könnten, und verfiel schließlich darauf, sie mit leeren Wein- und Oelfässern auszufüllen.

Als das Haus fertig stand, wurde der herrliche, wie Gold strahlende Travertin sauber abgeputzt und schön rosenrot angestrichen, ein Dutzend Gerätschaften hineingestellt, und nun begann der Weise seine Gedanken auf eine Hausfrau zu richten. Denn wohl vertraut mit den großen Eigenschaften seiner Person, hielt er es für seine Pflicht, das Geschlecht der modernen Catonen fortzupflanzen. Wochenlang ging er in tiefem Sinnen umher, alles bedenkend und sämtliche Jungfrauen auf ihre Tugenden, also auf ihren Geldwert, prüfend und wägend, eine schwere und mühevolle Arbeit, welcher sich der zukünftige Vater der Catonen mit aller Geduld unterzog und die er voller Weisheit zu Ende führte. Seine Wahl fiel auf eine gewisse Filomela Barocchi, eine Jungfrau, ebenso tugendhaft wie er selbst und beinahe noch weiser als er; denn sie liebte das Geld in einem Maße, daß unser Cato nicht zweifeln konnte, für das zu gründende Catonengeschlecht die würdige Stammmutter gefunden zu haben. So standen die Dinge, als ein schnöder Zufall das ganze Kalkül des großen Mannes über den Haufen warf: der weise Cato sah die schöne Sabina.

Das ist im Leben häßlich eingerichtet, daß selbst der weiseste Mensch nicht davor sicher ist, eine Dummheit zu begehen, die dann gewöhnlich eine recht gründliche Dummheit ist. Unser Cato verliebte sich dermaßen in Frascatis größte Schönheit, als ob er der erste beste, dumme Junge gewesen wäre. Er schien plötzlich gar nicht mehr überlegen zu können; und was das Rechnen anbetraf, darin er bei all seiner Jugend die Erfahrung des Alters besaß, so war er plötzlich außer stande, zu berechnen, wie

wenig Geld und wie viele Freier die Jungfrau hatte, die er zu seinem Weibe und zur Mutter der Catonen zu machen gedachte. Es gab für ihn gar keine reiche und weise Filomela Barocchi mehr, es gab für ihn nur die schöne, die wunderschöne Sabina, die, indem sie aus einem Geizhals einen Verschwender machte, das größte aller Wunder bewirkte. Denn jeden Nachmittag ließ der verliebte Philosoph in seinem Weinberg ein Körbchen mit Früchten und eine Foglietta mit Wein füllen, oder er ließ ein Huhn schlachten, oder er kaufte in Frascati einen Fächer, einige Bänder, einen Schleier als Tribut für seine Schöne. Man konnte ihm nicht nachsagen, daß er alle diese Dinge gern that, aber er that sie doch, sich wohlweislich hütend, darüber Betrachtungen anzustellen, wie dies eigentlich in seiner Natur lag. Die Liebe zur schönen Sabina machte den Weisen treulos gegen sein eigenstes Wesen.

Und Abend für Abend trat er mit dem Körbchen oder der Foglietta, mit dem Huhn oder dem Putzwerk seinen Leidensgang an; denn es war seinem streng sittlichen, ernsthaften und männlichen Wesen zuwider, ein Mädchen, welches er zum Weibe haben wollte, nicht kurzweg zum Weib nehmen zu können, sondern erst um das Mädchen werben zu sollen. Wenn er in dieser Sache etwas nicht begriff, war es, daß man ihn, den Sor Catone, werben lassen konnte. Er fand es eines weisen Mannes unwürdig, Abend für Abend von Monte Porzio nach Frascati zu gehen und im Winkel eines fremden Zimmers zu sitzen, kein kluges Wort reden zu können, dafür die größten Narrheiten anhören zu müssen: Geschwätz, Gelächter, Geklimper und Gesang. Es blieb unserm Cato vollkommen unerfindlich, wie ein Mädchen, dem zugedacht worden, sein Weib und die Mutter seiner Söhne, der modernen Catonen, zu werden, an derartigen Dummheiten Gefallen finden, wie dieses Mädchen überhaupt noch im Zweifel sein konnte, ob sie den zukünftigen Vater jenes

glorreichen Geschlechtes zum Manne nehmen wollte oder nicht. Er beschloß also, in allernächster Zeit mit der Schönen zu reden.

Fünftes Kapitel.

In allernächster Zeit ein Wort mit der vielumworbenen Schönen zu reden, hatte auch Lucullo beschlossen. Er ertrug diesen Zustand nicht länger. Seine erschöpfte Phantasie war nicht länger im stande, jeden Tag etwas andres zu ersinnen, das er abends im Fazzoletto der Schönen überreichen konnte. Er wußte keine neuen Melodieen, keine neuen Lieder mehr, fühlte seinen Witz erlahmen und seine Eifersucht bis zur Tollheit wachsen. Uebrigens: was wollte sie? Seitdem er ihr ein Paar neuer Schuhe gemacht hatte, war er kein Flickschuster mehr; und sie wollte ja nicht zugeben, daß die Schuhe drückten. Es war doch gewiß sehr in Betracht zu ziehen, einen Mann zu haben, der für seine Frau jederzeit ein Paar Schuhe machen konnte; nicht allein für die Frau, sondern auch für die Kinder, für eine ganze Schar von Kindern! Lucullo nahm sich vor, ihr das recht eindringlich vorzustellen.

Eines Sonntags vormittags also begab er sich zu ihr; aber wie ward ihm zu Mute, als er bereits einen andern bei ihr fand: den Sor Catone, als er vernahm, daß vor ihm bereits Sor Catone mit der Schönen gesprochen hatte, von der Schönen bereits angenommen worden war. Totenblaß stand er da, sagte kein Wort, blickte bald den Bräutigam, bald die Braut an, hätte am liebsten zuerst dem Bräutigam und dann der Braut ein Leides zugefügt. Sor Catone strahlte, aber mehr von Selbstgefühl als von Glück. Er hatte gewußt, daß er die Braut heimführen würde; denn er hatte gewußt,

daß die Braut rechnen konnte, eine Kunst, darin er einst Meister gewesen und die er jetzt vollkommen verlernt zu haben meinte. Die Schöne dagegen that, als wäre nichts geschehen, zeigte sowohl ihrem Verlobten, als dem armen Flickschuster ein höchst gleichmütiges Gesicht; doch als Lucull wütend fortstürzen wollte, sagte sie mit lauter Stimme, ohne sich an ihren Bräutigam zu kehren: „Höre du, Lucullo, ich habe dir etwas zu sagen."

Lucullo blieb stehen.

„So sag's."

„Daß du dich wie ein rechter Narr aufführst."

Lucullo schrie: „Und du wie eine rechte Närrin!"

Sie lachte.

„Weil ich dich nicht zum Manne nehme?"

„Weil du lieber einen mit Silber beschlagenen Stock zum Mann nimmst als mich."

Damit war er zur Thür hinaus. Von den beiden Zurückgebliebenen war der Bräutigam von ausnehmender Würde, die Braut von ausnehmender Lustigkeit.

Acht Tage lang sprach man in Monte Porzio sowohl wie in Frascati von dem großen Ereignis: Der reiche Sor Catone heiratet die arme Sabina!

Wäre der reiche Sor Catone erstochen worden, oder hätte die arme Sabina in der Tombola eine Quaterne gewonnen, es wäre nicht eine Sache von solcher Wichtigkeit gewesen. Halb Frascati kam zu Lucullo gelaufen: „Weißt du schon? Der reiche Sor Catone heiratet die arme Sabina. Ist der dumm!" Worauf Lucullo gleichmütig erwiderte: „Ist die dumm! Die arme Sabina hätte den armen Lucullo zum Mann bekommen können und sie nimmt den reichen Sor Catone."

Die Ueberbringer der Verlobungsnachricht waren daher von der Wirkung, die ihre Neuigkeit auf unsern Flickschuster ausübte, zunächst etwas enttäuscht; dann aber mußten sie lachen und schließlich meinten sie: „Freilich war sie dumm.

Denn nach einem so lustigen Mann, wie der arme Lucullo einer ist, kann sie weit und breit suchen." Und die guten Leute rühmten den Witz des abgewiesenen Freiers in der ganzen Stadt.

Weil er wußte, daß es der Braut etwas die gute Laune verdarb, saß Lucullo wie in seinen besten Zeiten den ganzen Tag über vor seinem Grabmal, pfiff und sang, hämmerte und flickte den ganzen Tag, als hätte er niemals in seinem Leben ein Paar neuer Schuhe gemacht. Anders des Abends, wenn er seine Arbeit eingestellt, sein Abendbrot eingenommen und sein Haus geschlossen hatte. Dann brach es aus ihm hervor wie ein Krampf, alle Qualen eifersüchtiger Liebe, sinnloser Eifersucht, tödlich beleidigten Stolzes. Stöhnend wälzte er sich auf seinem Lager, raste gegen die Schöne: weil dieses Weib nicht in von ihm verfertigten Schuhen an seiner Seite durchs Leben gehen wollte; raste gegen den Sor Catone: weil dieser Mensch eine Vigna, eine Oliveta und eine Villa besaß; raste gegen sich selbst: weil er ein armer Flickschuster war und weil er gegen die beiden raste, anstatt die glückliche Braut ein albernes Geschöpf und den glücklichen Bräutigam einen Dummkopf zu heißen. Noch elender, als während dieses Paroxismus von Leidenschaft, fühlte er sich in den Stunden, wo er genügend bei Verstand war, um einzusehen, daß die Schöne sehr gescheit gewesen, den armen Freier laufen zu lassen und den reichen zu nehmen, und daß im ganzen römischen Reich jede andre genau dasselbe gethan haben würde. In solchen Augenblicken der Erkenntnis erinnerte er sich ihrer letzten Worte und gestand sich, daß sie vollkommen recht gehabt, ihn einen Narren zu schelten. Und was das Schlimmste war: er blieb ein Narr; denn er blieb verliebt.

Einen wahren Haß warf er auf sein kleines, hübsches Haus; denn immer mehr wurde es ihm zur Gewißheit, daß es hauptsächlich sein Haus gewesen, daran die schöne Sabina

Anstoß genommen und weshalb sie verschmäht hatte, Frau Lucullo zu werden.

Und sein Ingrimm steigerte sich, wenn er des Erbauers seines Hauses gedachte. Warum hatte der Mann nicht ein Haus bauen können wie andre vernünftige Menschen?!

Einmal sah er sie. Sie kam aus dem Vicolo, ging langsam über den Platz, dicht an seinem Hause vorüber, blieb, ihren Fächer entfaltend, vor ihm stehen und sagte mit ihrer wohlklingendsten Stimme: „Da bist du ja."

Er versetzte, daß er allerdings da wäre.

„Wie geht dir's?"

Er antwortete, es ginge ihm nicht schlecht.

„Wir haben uns lange nicht gesehen."

Er meinte, so lange wäre es doch nicht. Und da sie darauf eine Miene machte, als ob sie lachen wollte, so spitzte er seinen Mund, als wollte er pfeifen. Nun lachte sie wirklich, nun pfiff er wirklich.

Nachdem dieses hübsche Duett eine Zeitlang gedauert hatte, wurde er zornig, warf das Leder, auf das er gerade loshämmerte, fort, schlug die Arme übereinander, sah die schöne Treulose mit seinen hübschen, schwarzen, leuchtenden Augen bitterböse an und fragte: Ob sie vielleicht zu ihm gekommen wäre, um ihm ihre zerrissenen Schuhe zum Flicken zu bringen?

Aber ihre Schuhe waren heil und ganz.

Dann wäre sie wohl gekommen, ihn zur Hochzeit einzuladen?

Auch darum nicht. Die Einladung zur Hochzeit ging sie nichts an, das war die Sache des Bräutigams. Ob sie ihren Bräutigam bitten sollte, ihn einzuladen?

Wie sie wollte.

Sie darauf: Er früge ja gar nicht, wann die Hochzeit wäre?

Das ging ihn nichts an; er wollte nur wissen, weshalb sie zu ihm gekommen?

Da bekam er es zu hören: „Um zu sehen, ob du noch immer ein Narr bist.“

„Nun, bin ich noch einer?“

„Ja.“

Sie klappte ihren Fächer heftig zusammen, warf ihrem abgewiesenen Freier einen verächtlichen Blick zu, schritt stolz davon auf das Kreuz zu. Er rief ihr nach: „Wenn du heute beichtest — meinethalben brauchst du kein böses Gewissen zu haben. Ein Narr bin ich freilich immer noch, aber kein verliebter Narr mehr.“

Er horchte, ob sie ihn vielleicht auslachte. Aber sie ging ruhig ihres Weges weiter. Von diesem Tage an that Lucull nichts andres mehr, als darüber nachzugrübeln, warum er wohl noch immer ein Narr sein sollte und warum sie sich davon hatte überzeugen wollen. Doch so sehr er sich auch den Kopf zerbrach, er ward sich darüber nicht klar.

Was ging es sie an? Er konnte ein so großer Narr sein, wie ihm beliebte.

Kurze Zeit nach dieser Unterredung erfuhr Lucullo durch seine Freundinnen und Klientinnen, wann der reiche Sor Catone und die arme Sabina Hochzeit hielten: am 24. März, also sehr bald. Lucullo vernahm, was für ein Kleid die Braut tragen würde und wie viele Kleider sie von ihrem Bräutigam außerdem geschenkt erhalten hatte; man beschrieb ihm jede Kette, jedes Armband, jeden Ring; man teilte ihm mit, wo das Hochzeitsmahl stattfinden sollte und was die Gäste zu essen bekommen würden: Maccaroni al burro und Maccaroni al sugo, Fettuccini al pomo d'oro und gnocchi al pomo d'oro; dann fritto misto, dann manzo in umido, dann arrosto; endlich zuppa inglese — ein Fürst hätte seinen Gästen kein herrlicheres Mahl auftischen können!

Die guten Frascatanerinnen wußten noch mehr: Gleich nach dem Hochzeitsmahl fuhr das Brautpaar mit allen Gästen nach Grottaferrata, wo „Schinkenfest“ war und wo

zum zweitenmal gegessen und getrunken werden sollte. Abends begaben sich die Neuvermählten der Sitte gemäß zu Wagen nach Rom, wo sie — auch der Sitte gemäß — eine volle Woche in Herrlichkeit und Freuden zubrachten, worauf der junge Ehemann seine junge Frau in sein Haus führte. Nun wußte Lucullo Bescheid.

Mit jedem Tage verdüsterte sich sein Gemüt mehr. Er stellte die Arbeit gänzlich ein, schloß sein Haus zu und trieb sich von Morgen bis Abend umher. Entweder er saß in einer Osteria, wo er die feurigsten Weine hinunterstürzte, oder er verließ die Stadt, stieg nach Tusculum hinauf, durchstreifte die Ruinen, warf sich erschöpft nieder und blieb stundenlang liegen, in die Luft starrend und mit offnen Augen träumend.

Als er am Morgen des Hochzeitstages erwachte, war sein Entschluß gefaßt. Obgleich es ein Festtag war, zog er nicht seinen „Herrenanzug“ an; er band die Leinwandtasche um, die jeder Frascataner als leidenschaftlicher Vogeljäger besitzt, warf die Büchse über die Schulter, steckte zu sich, was er an Geld besaß, und verließ das Haus. Als er am Dom vorüberging, wurde drinnen Messe gelesen. Einen Augenblick dachte er daran, hineinzugehen und die Kugel ins Weihwasser zu tauchen; doch er war sicher, auch ohne das zu treffen.

Im „Sole“ nahm er eine frühzeitige Colazione ein, sah die Hochzeitstafel decken und mit Bollwerken von Blumen, Pizzen, Ciambelli und Confetti beladen, aß und trank mit gutem Appetit und begab sich sodann auf den Weg.

Er ging nicht die große Landstraße, die über Marino nach Albano führt, und die an diesem Tage von Fuhrwerken, Reitern und Fußgängern wimmelte; sondern er nahm den Seitenweg über Villa Muti durch den Wald von Grottaferrata. Auch auf diesem Wege war ein buntes Getreibe; denn der Markt, der in der alten, berühmten Klosterstadt zweimal des Jahres stattfindet, ist das Lieblingsfest des

Volkes, zu dem die Landleute aus den Marken, den Sabiner-bergen und den Abruzzen herbeigeströmt kommen, die einen auf Maultieren und Eseln, die andern auf Ochsenkarren. Seit Lucullos Kinderzeiten war der Jahrmarkt von Grotta-ferrata für ihn der höchste Festtag gewesen; daß er heute an der allgemeinen Lust nicht von ganzem Herzen teil-nehmen konnte, steigerte den Groll gegen die Braut, den Haß gegen den Bräutigam bis zum Aeußersten. Er mußte sich vorstellen, welche Feier es heute hätte für ihn sein können: neben dem Maultier, das seine Braut, die schöne Sabina, trug, durch das Gewühl zu schreiten. Da hätte die Welt erfahren sollen, was für ein glücklicher Mann solch ein armer Flickschuster zu sein vermochte. Statt der Welt einen glücklichen Mann zeigen zu können, mußte er unter den Scharen von Glücklichen einsam hinwandern, darauf bedacht, wie er einen Menschen am sichersten niederschoß.

Viele der Frascataner, die auf demselben Wege nach der Klosterstadt zogen, fragten ihn, was für einem seltenen Wild er heute nachzustellen gedächte, daß er am Festtage auf die Jagd ginge? Lucullo erwiderte in seiner lustigsten Weise, sie würden es gewiß erfahren, was für einen Vogel er gejagt hätte; vielleicht käme ihm nur ein Gimpel in den Schuß.

Als er den Wald erreichte, bog er vom Wege ab und verlor sich in die Dickichte. In den Kronen der Eichen, bis zum Wipfel mit Epheu umsponnen, ertönte ein Chorus jubelnder Vogelstimmen, durch das düstere Gezweig des Lorbeers und Mastix schlüpften glänzende Blaudrosseln, wilde Tauben gurrten in den Laurustinusbüschen; aber der Jäger kümmerte sich nicht um sie. Er hielt es nicht lange aus in der Einsamkeit und schlug sehr bald eine Richtung ein, die ihn wieder unter Menschen und nach dem Kloster brachte.

Die Ulmenallee, welche, das reiche Weinland durch-schneidend, vom Walde her dem Heiligtum zuführt, glich

heute dem Bett eines lebendigen Stromes, der sich mit tausendstimmigem Getöse schwerfällig vorwärts wälzte. Weithin leuchteten die roten Röcke der Ciocciarenweiber, die gelben Mieder der Frauen von Olevano und Genazzano, die bunten Schürzen der Mädchen aus Subiaco und Scarpa; und über den braunen Gesichtern, auf dem düstern Haar glänzten die weißen Schleiertücher.

Zu beiden Seiten der Straße bildeten die Bettler Spalier, auf Leintüchern ausgestreckt liegend, ihre scheußlichen Gebresten, ihre eiternden Wunden und schrecklichen Verstümmelungen entblößend und mit gellendem Geschrei von der Menge den Obolus heischend. Lucullo warf sein sämtliches Kupfergeld auf die ausgebreiteten Laken. Alle schrieen ihm nach, daß sie für ihn beten wollten. Das konnte seinem Unternehmen nicht schaden.

Dann trieb er mit der Menschenflut auf der weiten Festwiese umher, die sich durch das ehrwürdige Thor in das Innere des Klosters zieht. Es war genau so, wie es bereits zu Lucullos Kinderjahren gewesen. Da befanden sich die Hügel von Schinken und Speckseiten, die vom Landvolke von weither herbeigeschleppt worden waren, um dieses köstlichste und ziemlich einzige Produkt ihrer Kultur in Grottaferrata an die Römer zu verkaufen; da waren die mit Rosmarin und Gewürzen gefüllten, an Spießen von Olivenholz gebratenen Schweine, die aus Lorbeerzweigen und Ginster erbauten Hütten, die lodernden Feuer, auf denen in gewaltigen Kesseln Meerfische brieten, die riesigen Fässer, daraus Wein gezapft ward; da waren auch die hoch über den Häuptern der Menge schwebenden, an langen Stangen befestigten goldnen und bunten Papierblumen, mit denen an diesem Tage jeder Männerhut, jeder Frauenkopf geschmückt sein mußte. Auch Lucullo steckte sich den breitkrämpigen hellen Filz voll solcher lustigen Blüten, daß er einer phantastischen Krone glich; auch er ließ sich von einer wackern Bürgersfrau aus Ariccia ein saftiges Stück gebratenen Schweins abschneiden, erwarb sich mit Mühe



und Not ein Brot und suchte darauf ein Faß, neben dem noch Platz für einen durstigen Mann war. Unter den Platanen, die den Brunnen überschatten, fand er noch Raum. Er warf sich der Länge nach auf den Boden, ließ sich den goldigen Trank in die Kehle fließen, starrte hinauf in das Geäst der Bäume, durch das der blaue Himmel niederstrahlte, hörte auf das Brausen der Menge, auf das Gebrüll der Esel, auf das gellende Geschrei der Verkäufer und Ausrufer, auf das Rasseln der Tambourins und dachte, daß morgen die Carabinieri auf einen Mörder fahnden würden. Es war spät am Nachmittage, als er sich aufmachte, und mit schwerem Kopf und schweren Gliedern durch die Menge drang. Da wurde er zur Seite gedrückt, denn mitten durch das Gedränge fuhren die Hochzeitswagen. Die Räder streiften ihn fast, es war ihm indessen unmöglich, die Büchse von der Schulter zu reißen. Er stand wie eingemauert und schaute der jungen Frau steif ins Gesicht.

Sie sah so schön aus, daß man ihr von allen Seiten zujauchzte und zurief: „Quant' è bella! Ah, la bella!“ daß man ihr laut applaudierte und sie überall mit Jubel empfing. Sie trug ein Kleid von bernsteingelber Seide, einen schwarzen Spitzenschleier und eine Menge Schmuck. Ihre Augen leuchteten, sie grüßte wie eine Königin nach allen Seiten. Plötzlich erblaßte sie. Sie beugte sich weit aus dem Wagen vor und kam mit ihrem Gesicht Lucullo so nahe, daß er sie hätte auf den Mund küssen können. Sie flüsterte ihm etwas zu, aber er verstand sie nicht. Da sah sie die Büchse. Ihre Augen schienen ihn zu fragen: Das willst du thun? Und seine Augen antworteten ihr: Ja, das will ich thun. Sie sah ihn an: Sei kein Narr! Er nickte: Freilich bin ich einer.

Darauf schickte er sich an, Grottaferrata zu verlassen und den Ort aufzusuchen, wo er sein Vorhaben am sichersten ausführen konnte. Bevor er ging, füllte er seine Jagdtasche mit Lebensmitteln und rief darauf dem ersten besten

Frascataner seiner Bekanntschaft zu: „Sage doch dem Gigio Maggi, daß ich nach Pontano auf die Wachteljagd gegangen wäre, vielleicht käme er morgen auch. Er weiß schon, wo er mich treffen kann."

So war auch das besorgt. Wenn die Carabinieri, denen er begegnete, gewußt hätten, daß sie morgen viel darum geben würden, ihn zu finden! Er freute sich, den verhaßten bunten Gesellen einen Streich spielen zu können.

Es begann zu dämmern, als Lucullo sich auf der Landstraße befand. Aber anstatt den Weg einzuschlagen, welcher in die Macchia von Pontano führt, ging er auf der Via Tusculana Rom zu. Bereits lagen die tusculanischen Hügel hinter ihm, bereits hatte er die Ruinen von Roma vecchia vor sich. Dort lag die Osteria von Mezza via, dort sollte es vollbracht werden.

Die Nacht war angebrochen, als Lucullo das einsame Gehöft erreichte. In geringer Entfernung vom Hause erhob sich eine hohe Cypresse, ringsum der einzige Baum. Hinter dem Stamm faßte Lucullo Posten; die Büchse schußgerecht, den Hahn gespannt, wartete er.

Es war eine helle Nacht; am Himmel stand der junge Mond, die Sterne funkelten. Stunde auf Stunde verstrich. Nur Caretti kamen unter dem Getös ihrer Schellen die Landstraße daher, schlaftrunken kauerte der Vetturin unter seinem Gezelt und schrie halb im Traum einen wilden Gesang ab. Aus der Campagna herüber schallte das Geblök der Schafe, das Geheul der Hunde.

Lucullo ward ungeduldig. Wo blieben sie so lange? Ein andrer junger Ehemann hätte es eiliger gehabt, von seinen Gästen fortzukommen. Daran sah man recht, was für ein Tropf dieser Mensch war. Vielleicht hatte er sich gar berauscht! Einmal kam dem Wartenden der Gedanke: wenn sie recht hätte, wenn er wirklich ein Narr wäre? Denn es war eine Narrheit, um diesen Menschen in die Macchia zu



gehen und ein halbes Jahr in der Wildnis wie eine Bestie zu leben.

Da hörte er das Rollen eines Wagens. Die Pferde schienen zu rasen; da waren sie schon.

Es geschah so, wie Lucullo gehofft hatte. Vor der Schänke hielt der Wagen und das Paar stieg aus. Lucullo wollte losdrücken, aber Sabina deckte ihren Mann und beide verschwanden im Hause. Nach einer Weile erschien jemand in der Thür; es war die junge Frau, die dem Vetturin zurief: „Geh hinein und laß dir zu trinken geben.“

Der Mann antwortete: „Ich muß bei den Pferden bleiben; sie sind heute rein wie toll.“

Aber Sabina gebot ihm: „Geh und trinke deinen Wein. Ich gebe indessen auf die Pferde acht. Oder meinst du, ich könnte es nicht?“

Der Vetturino meinte, sie könnte es recht gut, sie könnte alles, was sie wollte; aber sie sollte sich in den Wagen setzen und die Zügel nehmen. Das that Sabina und der Mann ging. Kaum war er verschwunden, als die junge Frau sich vom Sitze erhob und mit gedämpfter Stimme zur Cypresse gewendet rief: „Ich weiß, daß du dort stehst und warum du dort stehst. Gleich komm hervor, sonst rufe ich meinen Mann und die andern!“

Lucullo trat langsam hervor und an den Wagen heran. Sie raunte ihm zu: „Du willst ihn erschießen?“

„Ja!“

„Ich wußte es und habe Todesangst um dich ausgestanden.“

„Todesangst um mich?“

„Daß du wirklich ein solcher Narr sein könntest! Auf dem ganzen Wege spähte ich nach dir aus; als wir zur Osteria kamen und ich den Baum sah, wußte ich gleich, daß du es hier thun wolltest.“

„Wenn er herauskommt, schieße ich ihn nieder; du

sollst mich davon nicht abhalten. Aber warum hast du meinetwegen Todesangst ausgestanden?"

„Weil ich dich liebe."

Sie beugte sich weit vor, ließ die Zügel fahren, umschlang ihn und wollte ihn küssen. Er jedoch entriß sich ihr.

„Bin ich auch ein Narr, so dumm bin ich nicht, solchen Unsinn zu glauben. Wenn du mich liebst, warum hast du dann den andern zum Mann genommen?"

Sie wurde böse: „Weil ich nicht in einem Grabe wohnen wollte."

Lucullo erwiderte gelassen: „Dafür soll der andre in ein Grab kommen."

Darauf sie mit plötzlicher heftiger Angst: „Sie werden dich fangen, sie werden dich ins Gefängnis werfen, dich auf die Galeere schicken!"

Er höhnte: „Das laß meine Sorge sein."

Doch sie war nicht zu beruhigen.

„Nun ja, du gehst in die Macchia; aber sie bekommen jetzt auch solche, die in die Macchia gehen. Seit der neuen Regierung bekommen sie fast alle. Thu es nicht, Lucullo!"

„Still! Ich glaube, da kommt er. Rufst du, so töte ich dich zuerst."

Die Pferde wurden unruhig. Sabina ergriff die Zügel von neuem; sie zitterte heftig und flüsterte: „Ich werde nicht rufen. — — Also du willst es wirklich thun, du willst um mich zum Mörder werden, du willst meinethalben auf die Galeere kommen?"

„Ja."

„So liebst du mich?"

„Wie ein Narr."

Sie stieß einen lauten Schrei aus.

„Die Pferde, die Pferde!"

Zugleich faßte sie nach der Peitsche.

Lucullo rief leise: „Was thust du? Sie werden scheu!"

„Meinetwegen."

Und sie schlug wild auf die Pferde los.

Lucullo sprang in den Wagen, wollte ihr die Zügel entreißen; aber die Tiere waren nicht zu halten und jagten mit den beiden davon. Aus der Osteria stürzte der Vetturin, stürzten der junge Ehemann und der Wirt. Sie sahen die Pferde durch die Nacht dahinrasen, sie hörten das Angstgeschrei der in Todesgefahr schwebenden jungen Frau — —

Der Vetturin hatte es gleich gesagt: die Pferde waren heute abend rein wie toll! Aber sie hatte nicht hören wollen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Erst am nächsten Abend gelang es dem verzweifelten Gatten, seine junge Frau in Rom in einem hübschen, ruhigen Albergo aufzufinden; nicht nur lebend und mit vollständig heilen Gliedmaßen, sondern strahlend von Schönheit, Freude des Wiedersehens und Gattinnenglück.

Aber es war schrecklich gewesen, wie die scheugewordenen Tiere mit ihr davongerast waren; ganz schrecklich war es gewesen! Ob er sie nicht hatte schreien hören? Vor Schreck und Entsetzen dem Tode nahe, hatte sie im Wagen gelegen und in einem fort gerufen: „Mein Catone, mein lieber Catone, mein armer Catone!" Und es wäre sicher ein Unglück geschehen, hätte die Madonna nicht ein Wunder gethan und zur rechten Zeit den Retter gesendet. Und wer war dieser Bote des Himmels? Wer anders als der arme Sor Lucullo! Der arme Sor Lucullo hatte nämlich nach Roma vecchia auf die Wachteljagd gehen wollen; der arme Sor Lucullo, ohne eine Ahnung zu haben, wer die schreiende Frau im Wagen sei, warf sich den Pferden in den Weg; und er brachte mit Gefahr seines Lebens die wilden Tiere zum Stehen; der arme Sor Lucullo rettete die junge Frau vom Tode; der arme Sor Lucullo beruhigte sie, pflegte sie, sorgte für sie. Sie und ihr Mann, ihr lieber Catone, mußten dem armen Sor Lucullo Zeit ihres Lebens dankbar sein.

Warum sie nicht umgekehrt und zurückgefahren wären?

Wenn sie das nur gekonnt hätten! Aber die Pferde wollten und wollten nicht umkehren. Sor Lucullo hatte sich solche Mühe mit den eigensinnigen Tieren gegeben; er war so zornig geworden. Und sie, die junge Frau, hatte in einem fort geschrieen: Sie wollte umkehren, sie wollte zu ihrem lieben Catone; man sollte sie zu ihrem Catone bringen! Aber die Pferde hatten nun einmal nicht umkehren wollen.

So hatten sie sich denn fügen und — es war schrecklich gewesen — weiter fahren müssen. An Porta San Lorenzo fanden sie einen Mann, den sie noch in der Nacht zur Osteria schickten, um dem armen Catone die wunderbare Rettung seiner jungen Frau zu melden. Fünf Paoli hatte Sor Lucullo dem Boten gezahlt.

Catone hatte von einem Boten nichts gehört noch gesehen.

Wie, er war nicht gekommen? Der schlechte Kerl! Was für Menschen es doch gab! Darum also hatte Catone sie erst jetzt gefunden. Und sie hatte solche Angst um ihn ausgestanden, hatte so auf ihn gewartet, sich so nach ihm gesehnt. Sie war so böse auf ihn gewesen! Daß er seine junge Frau so lange in aller Angst hatte warten lassen können. Sor Lucullo konnte es bezeugen; Sor Lucullo hatte sie beständig trösten müssen; ohne Sor Lucullo wäre sie vollständig verzweifelt. Es war nicht zu sagen, welchen Dank sie und ihr Mann dem Sor Lucullo schuldig waren.

Doch nun war die Angst überstanden, nun hatte sie ihren lieben Catone wieder, nun war alles wieder gut. Aber ganz schrecklich war es gewesen....

Um die wunderbare Rettung seiner schönen, jungen Frau aus Todesgefahr zu feiern, und um den Retter seine Dankbarkeit — einen kleinen Teil seiner Dankbarkeit — zu bezeigen, bestellte Sor Catone ein Mahl, als ob er zum zweitenmal Hochzeit halten wollte. Und der „arme" Sor Lucullo aß und trank, als käme er direkt aus der Macchia

von Pontano, und der „arme“ Sor Lucullo war so vergnügt, als ob er heute selber Hochzeit machte; Sor Lucullo hatte über Nacht eingesehen, daß er wirklich ein Narr gewesen war.

— — — — — — — — — — — — — — —

Kurze Zeit nach diesen Ereignissen wurde das Grabmal des Lucull von seinem Besitzer um ein Billiges verkauft; ein andrer Flickschuster erwarb es, ein andrer Flickschuster saß fortan vor der Thür des alten Römergrabes, von früh bis spät hämmernd und flickend, von früh bis spät pfeifend und singend. Aber darüber war ganz Frascati einig: so lustig wie Sor Lucullo vor seinem Hause gehämmert und gepfiffen hatte, brachte es kein zweiter zu stande.

Zum großen Leidwesen sämtlicher Frascatanerinnen — besonders der jungen und hübschen — konnten sie bei dem lustigen Sor Lucullo nicht mehr ihre Schuhe flicken lassen; denn der lustige Sor Lucullo flickte keine Schuhe mehr, der lustige Sor Lucullo war ein Signor Lucullo geworden, ohne darum von seiner Lustigkeit verloren zu haben.

Das war so gekommen: In der Hochzeitsnacht der schönen Sabina und des reichen Sor Catone hatte der arme, abgewiesene Freier der jungen Frau das Leben gerettet — welch ein Edelmut! Zum Dank dafür hatte Sor Catone dem armen, abgewiesenen, edelmütigen Freier in seinem eignen Hause eine Wohnung eingeräumt und ihn zum wohlbestellten Hüter über seine Weinberge eingesetzt. Doch war die Arbeit nicht allzu schwer und beschränkte sich auf das Probieren der verschiedenen Weinsorten, in welcher Kunst der gewesene Flickschuster bekanntlich Meister war. Sor Catone probierte nicht, Sor Catone trank nach wie vor keinen Tropfen von seinen herrlichen Rebensäften, Sor Catone hätte am liebsten nur Wasser, nichts als Wasser, getrunken; denn Sor Catone mußte sparen, sparen, sparen, sonst hätte er allmählich aufgehört, der weise Catone zu sein.

Denn weise war er noch immer! Wenn er sein heranblühendes Geschlecht ansah — lauter Buben! Die prächtigsten Lockenköpfe mit pechrabenschwarzen, lustigen Augen —, wollten ihn zuweilen trübe Gedanken beschleichen. Aber als Philosoph tröstete er sich: er war auf der Welt nicht der einzige weise Mann, der ein schönes Weib hatte.

Und sie wurde mit jedem Jahre schöner, Sabina, die Mutter der Catonen.

Ende.

Im gleichen Verlag ist soeben erschienen:

Die
Sitten der guten Gesellschaft.

Ein Ratgeber
für das Leben in und außer dem Hause.

Von

Marie Calm.

Mit Illustrationen von A. Langhammer.

Motto:

Denn Schönres find' ich nicht, wie lang ich wähle,
Als in der schönen Form die schöne Seele.

Schiller.

Preis: elegant gebunden Mark 5. 50.
Mit Goldschnitt Mark 6. —



Wie vielfach auch dieser Stoff schon behandelt worden ist, so darf doch das Calm'sche Buch, das, von einem höheren ethischen Gesichtspunkte geschrieben, sehr elegant ausgestattet und dabei wohlfeil ist, auf Beachtung rechnen.

Umwenden.



Die beliebte Verfasserin hat es verstanden, durch Vergleichung der Sitten verschiedener Nationen und durch Aufsuchung der inneren Gründe für scheinbar äußerliche Gebräuche ein Buch zu schaffen, das jeder Gebildete mit Interesse und Vergnügen in die Hand nehmen wird.

Langhammers zierliche Vignetten und der originelle Einband nach einem Entwurf von E. Döpler jr. gestalten es auch äußerlich zu einem vornehmen Geschenksbuch.



Was der heilige Joseph vermag. Aus dem Französischen.

Alessa. — Keine Illusionen. Von Claire von Glümer.

Wie in einem Spiegel. Von F. C. Philips. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Schnee. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.

Jean Mornas. Von Jules Claretie. Aus dem Französischen.

Auf der Fährte. Von H. F. Wood. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Satisfaction. — Das zersprungene Glück. — La Speranza. Von Alexander Baron von Roberts.

Die Scheinheilige. Von Karoline Gravière. Aus dem Französischen.

Doktor Rameau. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Frau Regine. Von Emil Peschkau.

Zwei Brüder. Von Guy de Maupassant. Aus dem Französischen.

Mein Sohn. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen. 2 Bände.

Dosias Tochter. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

Der Lotse und sein Weib. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.

Numa Roumestan. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Sechster Jahrgang.

Die tolle Komteß. Von Ernst v. Wolzogen. 2 Bände.

Wenn auch ein kecker, übermütiger Humor in diesem Roman das Szepter führt, so kommt darüber der Ernst doch nicht zu kurz; vielmehr bietet v. Wolzogen im Rahmen seiner lustigen Geschichte ein Sittenbild von hoher Vollendung und bleibendem Werte.

Eine Sirene. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.

Ein Zug dämonischer Leidenschaft geht durch diese neueste Schöpfung Tinseaus, in welchem sich sein Erzählertalent aufs glänzendste offenbart.

Jack und seine drei Flammen. Von F. C. Philips. Aus dem Englischen.

Anstatt des üblichen Romanhelden lernen wir in dieser Geschichte einen auf dem Boden nüchterner Wirklichkeit stehenden Menschen kennen, dessen origineller Charakter und praktische Lebensanschauung überaus lebenswahr und fesselnd gezeichnet sind.

Mr. Barnes von New York. Von A. C. Gunter. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Durch eine fast verblüffende Fülle von interessanten Bildern und spannender Handlungen weiß der in seiner Heimat rasch zur Berühmtheit gelangte Verfasser den Leser von der ersten bis zur letzten Seite zu fesseln.

Gertruds Geheimnis. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.

In wohlthuender Schlichtheit und natürlicher Ungesuchtheit erzählt uns Theuriet die rührende Geschichte eines armen, verkannten Mädchens, die er mit einem großen Reichtum an unmittelbar der Natur abgelauschten Zügen auszustatten weiß.

Wunderbare Gaben und andere Geschichten. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.

Auch diese Erzählungen des bei unseren Lesern so beliebten Verfassers zeichnen sich durch ein solches Gepräge der Wahrheit, eine so überzeugende, lebensvolle Schilderung aus, daß man die Vorgänge selbst mitzuerleben glaubt.

Letzte Liebe. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Eine durchaus edle und feinsinnige Arbeit des gefeierten Verfassers, der sich dieses Mal durchaus auf dem Gebiet der Herzenskämpfe bewegt, ohne an zeitbewegende Fragen anzuknüpfen.

Die Sabinerin. — Felice Leste. — Die Mutter der Catonen. Von Richard Voß.

Der elementaren Einfachheit und Ursprünglichkeit der Menschen und der Lebensverhältnisse in der römischen Campagna, welche Voß die Stoffe zu seiner meisterhaft erzählten Dorfgeschichten bieten, verdanken diese eine fast antike Großartigkeit.

Die nachstehenden Romane sind auch in einer zu Geschenken ganz besonders geeigneten

Salon-Ausgabe

auf **feines, extra starkes Papier** gedruckt und in **elegantem Liebhaber-Einband zum Preis von M. 2.— für den einfachen und M. 3.— für den doppelten Band** erschienen.

Einfache Bände:

Burnett, Der kleine Lord.
Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
Paul Lindau, Helene Jung.
Voß, Kinder des Südens.
Was der heilige Joseph vermag.

Doppel-Bände:

Conway, Eine Familiengeschichte.
Croker, Die hübsche Miß Neville.
Hopfen, Robert Leichtfuß.
Ohnet, Der Hüttenbesitzer.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.



